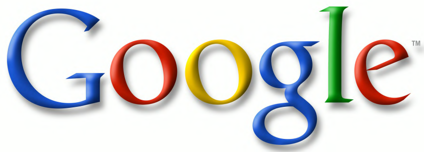
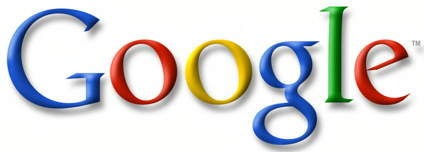






Zeitschri

Jährlich erscheinen 4
Preis des

K. u. k.



Euphorion

eitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

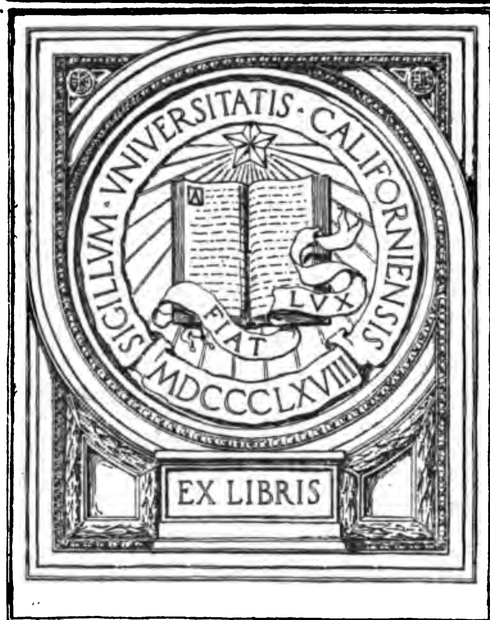
Zehnter Band

Viertes Heft



ährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden.
Preis des Heftes M. 4 = *K* 4.80, des Bandes M. 16 = *K* 19.20.

Leipzig und Wien
K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1903.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Walzel, Oskar
" Görres
see p. 792

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

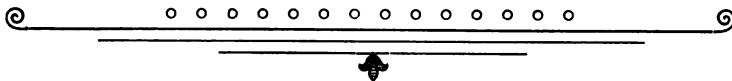
August Sauer

Zehnter Band

Jahrgang 1903.



Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1903.



Förderer.

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin

Herrenhaus-Mitglied Anton Dreher in Wien

Exzellenz Graf Karl Lanckoronski in Wien

Exzellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien.

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Seite

Miszellen.

Rezensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie kurz besprochenen Werke.)

Bibliographie.

Unter Mitwirkung von

Arnold E. Berger, Otto Clemen, Adolf Hauffen, Julius Jung, Richard M. Meyer, Viktor Michels, August Sauer, Rudolf Schlösser und Charles Sénil bearbeitet von Alfred Rosenbaum.

Zur Quellenfrage des hürnen Seufrid von Hans Sachs.[1])

Von Elly Steffen in Schwerin.

(Schluß.)

c. (Auslassungen oder Änderungen.)

Auch hier will ich die Abweichungen der Sachsischen Bearbeitung — der Übersichtlichkeit wegen — wie unter b gruppenweise herausheben:

Eine größere Anzahl von Änderungen wird durch die szenische Darstellbarkeit, besonders in Hinsicht auf den Bühnenapparat jener Zeit bedingt:

Über die Amboßszene vgl. oben I a.

Verbrennung des Drachen hinter der Szene; epischer Bericht Seufrids darüber 199 ff.

Entführung Crimhilts vor den Augen der Zuschauer an der Hand; dann erst durch die Luft.

Roß und Bracken fehlen dem zur Befreiung ausziehenden Seufrid. Bracken und „Habich" fallen natürlich schon mit der Jagd fort.

Bei der Bedrohung Eugleins entgeht dieser der grausamen Behandlung, von Seufrid gegen „eynes staynes wandt" geschlagen zu werden, was für beide Akteure schwer ausführbar gewesen sein würde.

Die Wunden des Riesen verbindet der praktische Seufrid des 16. Jahrhunderts nicht mit Stücken von „seinem seyden gewandt": Er zieht sein „facilet" hervor.

Von der Darstellung der blutigen Wunden und einiger anderer Begleiterscheinungen der Kämpfe an verschiedenen Stellen mußte Sachs natürlich absehen; dafür läßt er die Besiegung durch

[1]) Vgl. oben S. 505 ff.

andere Zeichen hervortreten: Anmerkung nach 558 z. B. Der letzte Kampf mit dem Riesen ist im Liede ein Ringkampf, der für den Zweck der Aufführung mit Vorteil dem Schwertkampf gewichen. Auf den gleichen Grund führt sich wohl zurück, daß Seufrid den Riesen „pey aim pain uberab" wirft, während er ihn im Liede „bey dem arme" zu fassen hat.

Statistenrollen, wie die dienenden Zwerge, die 60 Drachen (diese nur bedingt hierher zu zählen) fallen mit Grund weg.

Mit Aufmerksamkeit hat Sachs auch kleine Widersprüche auszumerzen verstanden:

Die zufällige Anwesenheit Seufrids am Drachenstein (SL. 33 ff.) erhält eine natürliche Veränderung durch die Szene 299 ff., in welcher der Herold die Flugrichtung des Drachen verkündet und Seufrid dem unglücklichen Vater seinen Entschluß eröffnet, die Jungfrau erretten zu wollen.

Da er durch freien Willen zum Zwecke der Erlösung Crimhilts herbeigezogen, war 42 a und b für Sachs unbrauchbar geworden: So bringt die Wildnis, statt der Absicht fortzureiten, nur den Wunsch nach einem Wegweiser in Seufrid hervor.

Strophe 47 konnte selbstverständlich auch nirgends benutzt werden.

51 e—h hatten keinen Grund in der voraufgehenden Handlung.

Die 64ste Strophe wird Sachs ein Irrtum geschienen haben, und Seufrid muß gegen den Riesen klagen, daß der Drache Crimhilt solange gefangen hält, während er im Liede den Riesen selbst anklagt.

Das Zwiegespräch zwischen Seufrid und dem Zwerge, während die Tarnkappe ersteren vor dem Riesen verbergen soll, konnte Sachs mit Recht unwahrscheinlich erscheinen.

Trotz aller Sorgfalt nach dieser Richtung hat sich Sachs doch einmal durch seine Vorlage irre führen lassen: 396 ff. sind unvereinbar mit 523/24.

396 ff. Nun pin ich ie vier nacht und tag
Gangen, das ich nie ruens pflag,
Hab auch nit essen noch getruncken;
In meinem sin las ich mich duncken,
Wie sich der trach da rein det schwingen
Auf das gepirg durch diese klingen.

523/24. Der si wider recht helt gefangen
Nun etwas pey vier jarn vergangen. —

Manche Bestandteile der Vorlage fielen durch dramatische Unverwendbarkeit aus, z. B. Strophe 12, Strophe 16, Strophe 38 und andere. Strophe 13—15 konnten in ihrer Unbestimmtheit wenig zur Übernahme in die Tragödie reizen, noch dazu, da der zweite

Teil des Siegfriedsliedes die ausgeführte Schatzsage enthält. Aber auch hier ist sie in der Tragödie nicht verwandt. Das mag doch wohl seinen Grund darin haben, daß mehrere neue Szenen zur Durchführung dieses Liedteils erforderlich gewesen wären; daß die Darstellung des V. Aktes eine schwierige, unschöne Verwicklung erfahren hätte, ohne daß Wesentliches aus dem Leben des Helden hinzugefügt worden, ohne daß die Darstellung erheblich bereichert worden wäre: wie hätte auch wohl der Schatz ohne Roß fortgeschafft werden sollen? Mit der Schatzsage fiel zugleich die Heimsendung Eugleins fort. Vgl. oben (b) seine weitere Verwendung.

Golther nimmt im Vorwort zum Siegfriedsliede S. XXIV halb und halb an, daß Sachs die Interpolationen der Nyblungsage nicht in der Vorlage gehabt. Diese Hypothese wird sich nicht halten lassen, da die Tragödie nicht ohne Beziehung zu jenen Strophen ist:

S. 700/01 u. Anm.	SL. 140 a—d.
Und verstecket euch auch mit mir Bis sich der giftig rauch verlir. Da flihens alle drey. —	Die Junckfrau und Seyfride Flohen unden inn berg, Biß sich der Trach der hitze Ein wenig droben verzert.

Unzweifelhaft hat Sachs die letzte Strophe benutzt. Dann:

S. 702.	SL. 142 f.
Nun mües es got geclaget sin.	So sey es Got geklagt.
S. 715.	SL. 154 a.
Auch habt ir erlost gleicher weis.	Nun habt jr uns erlöset.

An manchen Stellen hat Sachs breite Dialoge und Handlungen, undramatische Beschreibungen gekürzt, zugunsten einer dramatisch präziseren Darstellungsform:

Strophe 8 wird ausgelassen und Strophe 9, die Verbrennung des Gewürms, zu dem vorher durchs Schwert erlegten Drachen gezogen; auch läuft Seufrid in der Tragödie nicht erst zum Köhler, um Feuer zu holen.

Die Szene zwischen Crimhilt und dem Drachen Strophe 19 ff. ist verkürzt und mit dem Zurückgreifen des Liedes auf die Verzauberung des Drachen Strophe 124 ff. vereinigt. Daß der Drache sein Haupt nicht in Crimhilts Schoß legt, ist eine unwesentliche Auslassung, abgesehen davon, daß die Erhaltung dieser szenischen Verfügung störend für den Dialog und abstoßend gegen das ästhetische Gefühl wirken mußte. (Vgl. übrigens die Anmerkung vor 702.)

Die Erscheinung Eugleins wird durch wenige Worte Seufrids charakterisiert.

53/54 klingen nur in 437/38 wieder.

Die Rede zwischen Crimhilt und Seufrid während seines Kampfes mit dem Riesen ist wohl als unwahrscheinlich getilgt.

Der Kampf mit dem Drachen auf dem Drachenstein ist bis auf das Wesentliche gekürzt, das nicht Darstellbare selbstverständlich aufgegeben. Wenn Drescher dem gegenüberstellt: „Trotzdem aber werden uns die ermüdenden Wiederholungen des Kampfes zwischen Seufrid und dem Riesen nicht erspart," so wird dies Verfahren dadurch gerechtfertigt, daß hier die Treulosigkeit scharf betont werden soll. Die Tröstung der Jungfrau vor dem Kampfe Strophe 122 ist vermutlich als schlecht in die Situation passend ausgelassen.

Die Speisung bei Euglein nach dem Drachenkampf fällt mit Recht aus — schon als Teil der Schatzsage — aber auch mit Rücksicht auf eine kurz vor dem Kampfe erst vorgenommene Mahlzeit.

Die bedeutendste Abweichung unter den Zusammenziehungen ist die Wurzelszene. Drescher verweist auf die Ortnitsage, Keller a. a. O. S. 295, wohin 70 g und h als Anknüpfung gedient haben möchten, begründet aber nicht, warum Sachs jene Stelle dem Siegfriedslied vorgezogen habe. Ich finde ebensoviel gegen die Annahme zu sagen wie für dieselbe. Die ganze Ähnlichkeit liegt in der Wurzelspendung durch eine Frau an einen Helden zur Errettung von einem Drachen. Alle anderen Umstände sind verschieden: das Siegfriedslied weiß nichts von einer Zauberlinde, nichts davon, daß der Wurm den Helden bereits im Munde trägt; Ortnit liegt im Zauberschlaf, Siegfried in einer Ohnmacht; Ortnit wird von einer fremden Frau, Siegfried von Crimhilt, der von ihm geretteten Jungfrau, Hülfe gebracht. Beziehungen sind ja wohl zwischen beiden Sagen vorhanden, aber das begründet noch nicht den Antrieb, der Sachs zu dieser Änderung brachte. Dieser ist doch wohl ein ästhetisch-ethischer; vielleicht auch nur das erstere. Ästhetisch ist das Absehen von einer zweimaligen Ohnmacht auf der Bühne; ethische Motive könnten zur Rettung Siegfrieds durch die ihm zu höchstem Danke verpflichtete Jungfrau geführt haben. Übrigens war die Ohnmacht dieser erst Folge derjenigen Seufrids und fiel daher bei einer Zusammenziehung schon wahrscheinlicher aus, so genügt jene Annahme ästhetischen Gefühls zur Erklärung. Eine Mitwirkung des Heldenbuches an dieser Veränderung bleibt mindestens Hypothese, wenn auch zuzugestehen ist, daß die Ortnitsage Sachs bei der Änderung möglicherweise unterstützt haben kann. Aber es ist auf das „möglicherweise" Nachdruck zu legen und es fehlt die Berechtigung, von einer „offenbaren Beeinflussung" zu reden.

Einige wenige Veränderungen finden in des Dichters Gesinnungsart ihren Grund:

Über die Streichung der Anrufung Marias siehe oben (b); auch Zeile 95 f. hat Sachs sie getilgt.

Die feierlichen drei Eide Seufrids zur Rettung der Jungfrau Strophe 52 sind wohl in Fortfall gekommen, um den heiligen Akt des Schwörens nicht unnütz zu leisten. Ebenso wird bei der Versöhnung Seufrids mit dem Riesen ein Handschlag dem Eidschwur vorgezogen. Vgl. übrigens unten (III) den Schwur der Mörder.

58 g, h haben jedenfalls auch Anstoß erregt, ebenso Strophe 27/28.

Des Riesen letzte Bitte um Versöhnung Strophe 113 konnte aus richtigem Taktgefühl keinen Platz im Schauspiel finden: Dem Verbrecher, den man nicht begnadigen kann, soll man das Flehen um sein Leben sparen. — Aus ähnlichem Grunde fehlt 114 h.

Dann sind noch einige unwesentliche Änderungen anzuführen:

Die Linde, unter der jener Drache im Anfange des Liedes lagern soll, fehlt. Vielleicht war sie für Sachs im Gesamtbegriff des Waldes enthalten; möglicherweise treffen wir sie Akt VII wieder.

Auch 48 a wird erst in Akt VI verwandt —

und Teile aus Eugleins Wahrsagung treten uns am Schlusse der Tragödie entgegen.

Das Herausklopfen des Riesen durch Seufrid Akt IV muß Sachs bühnenwirksamer geschienen haben. Immerhin hätte er Seufrid einige begleitende Worte rufen lassen können.

Verschärfung des gegebenen Ausdruckes haben wir S. 666 gegenüber SL. 114 g, wobei neben landläufiger Redewendung auch mitgewirkt haben wird, daß die Zahl der Klafter S. 665 schon „hundert“.

Alle bisher unter c aufgeführten Änderungen lassen sich — abgesehen von den letzten unwichtigen Einzelheiten — durch Anpassung an die gegebenen Schauspiel- und Bühnenverhältnisse rechtfertigen; es liegt wenigstens kein Grund vor, dieser naheliegenden Erklärung gegenüber unbewiesene Vermutungen aufzustellen, — Betrachtung für sich verlangt dagegen die Verhornung Seufrids. Das uns überkommene Siegfriedslied berichtet Strophe 11:

Das er ward aller hürnen, Dann zwischen den schultern nit.

Dagegen Sachs 213/14:

Des pin ich gleich hinden und forn
An meiner haut ganz hürnen worn.

Warum erzählt Sachs nicht von der hornfreien Stelle? War es ihm unlogisch — wie das Lied vielleicht annimmt (vgl. das Volksbuch, Golther a. a. O. S. 63 f.: „und überstreicht damit den gantzen

Leib, ohne zwischen den beyden Schultern oder Achseln, dahin kunte er nicht wohl kommen") — zu glauben, ein Mensch könne seinen Rücken mit den Händen nicht wohl abgreifen? Es muß doch Erstaunen erregen, daß Sachs sich dieses Zeichen eines gewissen Übermutes, des stolzen Bewußtseins, seinem Feinde nie den Rücken zu zeigen, entgehen ließ. Es ist deshalb nicht wohl anzunehmen, daß es seine Absicht war, hier von der Quelle abzugehen. Vielleicht ließ ihn das Gedächtnis im Stiche — das wäre annehmbar, wenn nicht noch an anderer Stelle eine analoge Auffassung des Vorganges vertreten würde. Spangenberg in seinem „Adelsspiegel" (1594) erzählt — mit sichtlichem Bezuge auf ein Siegfriedslied — die gleiche Stelle folgendermaßen: „bekömmet davon g a r eine Hörnin Haut." Wenn Spangenberg jene Einschränkung des Siegfriedsliedes überhaupt in seiner Vorlage fand, so hätte er doppelten Grund gehabt, ihr hier, wo sie zuerst am Platze ist, zu folgen, da er am Schlusse darüber hinweggeht. Daneben stimmen Spangenberg und Sachs überein, daß sie nicht — wie das Lied — das Adjektiv hörnen direkt auf die Person beziehen, sondern auf Seufrids ‚Haut'. Wenn beide nun auch sehr wohl jeder selbständig von sich heraus auf dies Wort verfallen sein können, so mag es immerhin unterstützend zu jener anderen Übereinstimmung hinzutreten; um so mehr, als wir wissen, daß Spangenberg wohl nach einem Siegfriedslied, nicht aber nach einem der uns überlieferten Drucke arbeitete (vgl. Golther, S. VIII).[1] So kann die Vermutung auftauchen, daß auch Sachs zu dem verlorenen Druck in Beziehung stand. Da Spangenberg 1594 schrieb, so könnte er allenfalls Sachs auch benutzt haben; dagegen spricht aber, daß er in dem angehängten ausführlichen „Catalogus" der von ihm benutzten Skribenten den Namen Sachsens nicht anführt.

Man wird obigen Vergleichsresultaten noch manche ähnliche Fälle hier und da zufügen können, die aber wegen ihrer Geringfügigkeit hier keinen Platz finden durften.

Es erübrigt noch am Ende dieses Abschnittes Sachsens Arbeitsweise, wie sie sich nach den vorstehenden Untersuchungen darstellt, mit einigen Worten kurz zusammenzufassen: Überall — vergleiche aber die zwei einschränkenden Schlußbemerkungen dieses Absatzes — ist hervorgetreten, daß der Dichter inhaltlich nur in wenig bedeutenden Einzelheiten von seiner Vorlage abwich, abgesehen von allen den Fällen, wo die andersartige Gestalt des Schauspiels ihre gebieterischen Forderungen an ihn stellte, denen er mit Verständnis

[1] Herrmann a. a. O. S. 83 zieht Golthers Begründung einer unbekannten Liedvorlage Spangenbergs in Zweifel und sieht in der von Golther hervorgehobenen Strophenänderung durch Binnenreim eigene Zutat Spangenbergs.

und Geschick Rechnung trug. Offenbar war es seine Absicht, dem überlieferten Sageninhalte seinem Wesen nach treu zu folgen; anderseits aber lag ihm nicht daran, die Form der gegebenen Worte genau festzuhalten, sonst würde sich noch öfters Übereinstimmung mit dem Siegfriedsliede finden müssen, als dies unter a nachgewiesen; auch haben wir (vgl. Anmerkung S. 508) beobachten können, daß er Detailbemerkungen an ihm — gegenüber der Vorlage — gelegenerer Stelle verwandte. Außerdem ließen sich neben dem Siegfriedsliede Einflüsse des Nibelungenliedes und des Rosengartens nachweisen, worüber unten. — Es konnte sogar die Vermutung hervortreten, daß Sachs eine vom erhaltenen Siegfriedsliede etwas abweichende Form benutzte.

II.

Bezüglich der sogenannten Rosengarten-Einschiebung Akt VI ist dreierlei zu beantworten:

1. Nach welcher Vorlage richtete sich Sachs?
2. Wie kam er auf die Rosengarteneinführung?
3. Wie behandelt er seine Vorlage?

1. Nach Philipp[1]) und Drescher geht Sachsens Tragödie auf das gedruckte Heldenbuch (Keller, Stuttgarter Literarischer Verein 87) zurück. Vgl. Drescher a. a. O. S. 13 ff. Die Begründungen können jedoch nicht stichhaltig genannt werden. Wir finden nach Dreschers Untersuchung Beziehung Sachsens sowohl zum gedruckten Heldenbuch gegen die anderen Redaktionen, wie umgekehrt. Zum gedruckten Heldenbuch leiten allerdings zwei Fäden, zu der Berlin-Münchener Handschrift (bm) nur einer — außer den allgemein verknüpfenden. Aber daraus wird noch nicht der Schluß zu ziehen sein: Also hat Sachs das gedruckte Heldenbuch zur Vorlage gehabt. Natürlicher scheint mir die Annahme: Sachs hat weder das gedruckte Heldenbuch noch die bm-Handschrift vorgelegen, sondern eine verlorene, dem gedruckten Heldenbuch nahestehende Redaktion (beziehungsweise eine Ableitung dieser), auf die jene beiden zurückgehen, und zwar so, daß das Heldenbuch die nähere Beziehung hat. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man den Stammbaum der Rosengartenüberlieferung näher betrachtet. (Philipp a. a. O. Abschnitt III oder Holz, Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms, Halle 1893. Einleitung I.) Wie lückenhaft ist derselbe aus den erhaltenen Redaktionen belegt. Außerdem weist auch Spangenberg in den angeführten Versen seines Adelsspiegels auf eine verlorene Redaktion. Wir haben Spangenberg und Sachs schon einmal auf

[1]) Br. Philipp, Zum Rosengarten. Dissertation Halle 1879.

gleicher Fährte vermuten können; vielleicht liegt hier eine neue gemeinsame Quellenverwandtschaft vor.

2. Anlaß, diese Sage in seine Tragödie einzuschieben, kann für Sachs wohl — wie schon Drescher angenommen — die Ausfüllung jener 8jährigen Lücke gewesen sein. Dazu kündet Strophe 172 von Ritterspiel und Turnier, doch in so allgemeiner Form, daß Sachs an eine Wiedergabe schlecht denken konnte. Für diese unausgeführten Kampfspiele nun schiebt er den Rosengartenakt ein, der ihm in bestimmter Form vorlag; zugleich vervollständigte er damit das Lebensbild seines Helden. Verbindung zwischen SL. und Rg., vom ersteren gleichsam auf den letzteren hinweisend, liegt in Strophe 16 und 33 vor, die engste Beziehung zum Rg. aufweisen (vgl. Steinmeyer, Anzeiger für deutsches Altertum 6, 235 und Holz a. a. O. XCII). 481/82 fanden wir schon einen Vorläufer dieser Einschiebung bei Sachs eingesprengt. So läßt sich die Rg.-Einschiebung bei Sachs auf ungezwungene Weise erklären; trotzdem ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß Sachsens Vorlage möglichenfalls schon die Verbindung von SL. und Rg. aufwies: Der Vergleich mit Spangenbergs Adelsspiegel a. a. O. hat mich hierauf geführt. Auch bei Spangenberg nämlich finden wir die Rg.-Einschiebung an gleicher Stelle. Daß Spangenberg Sachs nicht mit Absicht herangezogen, ist oben unter c wahrscheinlich gemacht. Ein Grund für Benutzung des Rg.s durch Spangenberg liegt allerdings schon in der Person des Seufried, da Spangenberg von diesem erzählen will; Herrmann läßt sich hieran genügen und verweist zugleich darauf, daß Spangenberg auch an anderer Stelle komponierte Exzerpte aufweist: aber demgegenüber ist zu beachten, daß die Einschiebung unter Seufrid geschieht und nicht in dem Berichte von Dietrich, der doch der eigentliche Held dieses Abenteuers ist. Freilich könnte man dagegen einwenden, eine allgemeine Erinnerung an die Sachsische Tragödie habe Spangenberg auf die Verwendung des Rg.s geführt; demgegenüber heißt es dann sich die Frage vorlegen: Was ist wahrscheinlicher, erstens daß beide dieselbe Vorlage hatten (beziehungsweise Ableitung derselben) und deshalb den gleichen Gang der Erzählung, oder zweitens daß Sachs — etwa aus oben angezogenen Gründen — den Rg. einschob, daß Spangenberg — durch ihn angeregt — das gleiche tat und dann doch in der Ausführung sich an eine Rg.-Vorlage (nicht an Sachs)[1]) hielt, um am Schlusse wieder jenem SL., das ihn zuerst führte, zu folgen. Das letztere

[1]) Daß Spangenberg für seinen Rg-Auszug nicht der Bearbeitung Sachsens folgte, bezeugen die „viel empfangene(n) Wunden" Dietrichs, wie der Schlag, den er Seufrid „durch Harnisch und Horn" versetzt. — Diese Abweichung weist jedoch nicht etwa auf verschiedene Vorlage beider, da Sachs von jenen Angaben mit Rücksicht auf die Darstellung besser absah.

scheint eine ziemlich unbewußte Tat: Ging er einmal nach Sachs, warum dann umspringen von ihm, der am Schluß viel plastischer als Spangenberg es gibt und auch wohl in seiner Vorlage gehabt. Außerdem ist noch beachtenswert, daß jener Rg.-Vorläufer S. 481/82 mit seinen in Drachen gewandelten Löwen schlecht in die Situation Sachsischer Drachenkämpfe zu passen scheint, die sich im Walde abgespielt haben sollen. Ein „ubert-mauer"-Hängen wird dort nicht wohl ausführbar sein, und so mag Sachs diese Unwahrscheinlichkeit leichter aus einheitlicher Vorlage übernommen haben, als aus einer neuen, an die er vorsichtiger herantreten mußte. Diese von mir aufgestellte Hypothese ist nicht so sicher gestützt, daß sie allgemeine Gültigkeit fordern dürfte, anderseits wird man sie auch nicht schlechthin ohne Grund verwerfen dürfen.

3. Sehen wir uns nun Sachsens Rg.-Bearbeitung im Verhältnis zu den anderen Überlieferungen an, so finden wir im ganzen ähnliche Beziehung wie unter I zwischen S. und SL., und so kann von einer Detailvergleichung hier abgesehen werden. — Der Inhalt ist im wesentlichen derselbe; an einigen Stellen liegt auch Formenverwandtschaft vor:

S. 943.	Rg. bm 1558.
Ich wil dir kumen noch zu fru.	Ich komm dir noch zu freu.
S. 981 f.	Gedr. Hb. (Keller S. 686, 20 u. 21.)
Nun sey got lob zu diser stund, Das du noch pist frisch und gesund!	got der sey heüt gelobet das du noch bist gesunt.

Auch das SL. scheint in diesen Akt hineinzuspielen, wenn Seufrid sich 813 „zwölff manes sterck" rühmt. Vgl. dazu Strophe 48 a und b. Als Anlaß, die 24 auf 12 zu reduzieren, ließe sich wohl die größere Geläufigkeit des Dutzendbegriffes denken. Die Änderungen lassen sich wie unter I fast alle aus technischen Gründen erklären. — 829 ff. entbehren höchst wahrscheinlich einer direkten Vorlage, sie sind eine allgemeine Reminiszenz an die Sachs bekannte Heldensage. — Hervorzuheben wäre die Wandlung im Charakter Gibichs. Hier zeigt sich Sachs — wie schon Drescher ausgeführt — ganz selbständig. Es fragt sich nur, ob er änderte oder einschob: Hätte er nämlich eine Verknüpfung von SL. und Rg. zur Vorlage — wie ich annehme — so wird Gibich kaum eine Rolle in der Liedinterpolation gehabt haben, und unser Dichter sah sich zur Einschiebung veranlaßt, um Gibich, der ja Akt VII noch erwähnt wird, zu beschäftigen; so ward er dann aus Sachsens Anschauungsweise heraus der Moralist über seiner unbesonnenen Kinder Übermut. Auffälliger noch ist die Abweichung bezüglich der Kampfanreizung Dietrichs durch Hiltprant 925 ff. Sie geschieht hier nur in Worten:

Hiltprant schlägt seinen Herrn nicht. Ich kann Philipps Ansicht nicht teilen, daß diese Veränderung als eine „Anforderung späterer Zeit“ anzusehen sei: daß Sachs dem Fürstenstande gegenüber ehrerbietige Gesinnungen hatte, trat S. 11/12 hervor; das schließt aber noch nicht eine Züchtigung des sich unedel zeigenden Dietrich durch seinen alten Waffenmeister aus. Durch dieselbe wird doch erst Dietrichs zorniger Schwertschlag auf Hiltprant recht erklärt; und sollte Sachs — wenn seine Vorlage ihm jenen Schlag bot — nicht empfunden haben, daß die Szene in dieser Weise bühnenwirksamer war, als bei einigen Zornesworten ohne tätlichen Ausdruck? Die Nachlässigkeit in der Benutzung der Überlieferung ist hier wohl Sachs weniger zuzutrauen, als einem gemeinhin mit weniger Sorgfalt arbeitenden Volksliedsänger; so würde auch dies uns zuletzt auf eine Interpolation des SL.s hinführen. Was die aufgeworfene Frage betrifft, ob die Verbindung des Rg.s mit dem hürnen Seufrid im allgemeinen „dem Charakter später epischer Bearbeitungen viel angemessener scheint als dem Sachsischen Drama“ (so Philipp), oder nicht (vgl. Drescher), so ist sie eine müßige; sie ist beiden gleich angemessen, da in beiden Fällen der Hauptanlaß zur Einschiebung der gleiche sein mußte: Die Erzählung des von dem Helden Erzählbaren, um ihn in möglichster Wahrheit und Vollständigkeit erscheinen zu lassen. Man beachte bei Beurteilung der Dramen jener Zeit doch wohl, daß sie noch sehr zum epischen Charakter hinneigten im Vergleich zu dem, was wir heute dramatisch nennen. Bei solcher Verknüpfung verschiedener epischer Berichte waren naturgemäß Widersprüche — wie hier im Charakter der Crimhilt — nicht immer zu vermeiden. In der Gesamtbeurteilung des Rg.-Intermezzos stimme ich ganz mit Drescher überein: „Diese ganze Einschiebung nicht mit Philipp S. XXXV als eine bedenkliche, den Gesamteindruck empfindlich schädigende zu betrachten. Sie ist für Seufrid und die Nebenfiguren nur eine Wiederaufnahme von des Dichters früherer, von seiner eigentlichen Auffassung alter Helden und Heldenkämpfe“ (a. a. O. S. 20). Wohl hat Philipp Recht, die Situation für den siegreichen Helden eine beschämende zu nennen, aber trotz dieses Widerspruches in den äußeren Tatsachen paßt das Stück seinem derb dreinschlagenden Kampfcharakter nach durchaus in den Rahmen des SL., beziehungsweise der Seufridstragödie und vervollständigt zugleich in beiden erwünschterweise das Lebensbild Seufrids nach Bericht der Sage.

III.

Akt VII zeigt wie I—V große Ähnlichkeit mit dem Siegfriedslied und nötigt zum Vergleich mit demselben. Wie im Liede hat

Sachs die Verschwörungsszene, nur ausgedehnt mit Hinweisen auf die bevorstehende Mordtat. Die drei Brüder erscheinen in dem gleichen Lichte: Günther als Einbläser; Gernot mehr passiv, bei Sachs noch Träger des feigen Mordanschlages; Hagen der Mutige, der zu allem Entschlossene. Gernot hat bei Sachs den ersten Teil der Hagenrede des Liedes erhalten und ist zwischen beide Brüder eingeschoben, mit Recht: da so Hagen, der letzte, das nachdrücklichste Wort erhält. Nähere Beziehung hat 1054/55 mit SL. 175 g und h; weiter 1060 mit 177 c:

S. 1054/55.	SL. 175 g und h.
Darpey wil ich in selb erstechen Und uns drey prüeder an im rechen.	Wenn ich wer ye der erste, Und der ein solches rech.
S. 1060.	SL. 177 c.
Doch schweiget darzu alle stil.	Biß das die zwar geschwigen.

Zum Schwur, den die Mörder aufs Schwert leisten, kann wohl SL. 52 herangezogen werden. Es macht den Eindruck, da Sachs hier bei diesem Teufelswerk den Schwertschwur duldete, daß er — ihn verkennend — darin einen rohen Brauch jener alten, unverstandenen Zeit sah. „Der „prunnen kalt" und der „walt" im Reim aufeinander finden sich im SL. Strophe 177 wie bei S. 1044 und 1045.[1]) Die letzten Zeilen des Liedes, die noch bei Sachs Einwirkung zeigen, sind neben 177 g, 178 a und b. — Sehr auffällig ist es schon früheren Forschern gewesen, daß Sachs 178 c—h ignoriert haben soll. W. Grimm war der erste, der eine andere Vorlage annahm, und diese — durch vorliegende Einzelarbeit zu unterstützende und näher zu begründende — Mutmaßung ist, wenn auch auf anderer Grundlage festzuhalten: nicht nur weil bei Sachsens Arbeitsweise diese Abweichung im wichtigsten Momente des ganzen Stückes im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, sondern auch weil er dagegen positive Einflüsse der Sage zeigt, für die keine andere Erklärung gegeben. Beide Punkte werden im folgenden einzeln erörtert:

1. Die negativen Abweichungen.

Philipps Erklärung ist schon von Goetze und Drescher kurz als ungenügend zurückgewiesen. Er findet SL. Strophe 177 und 178 „unklar", $178,_3$ gebe eine „ungeschickte", kaum verständliche Erklärung. Sachs habe das nur nach dem Volksbuch verstehen können und mit Recht daran Anstoß genommen; also andere Motivierung gesucht.

[1]) Damit wird Golthers Aufstellung zum SL. S. XXIV erschüttert, daß Sachs nur bis Strophe 176 inklusive das überlieferte Siegfriedslied als Vorlag benutzt habe.

Goetze sagt richtig: „Wenigstens erkennt man doch aus dem Liede, daß Seufrid wachend ist, als ihn Hagen tötet." Man erkennt mehr: Das Kühlen des Mundes ist unstreitig eine Umschreibung des Trinkens; „naß" verdankt seinen Ursprung einer Reimverlegenheit, auch ist eine Verderbnis der Zeile nicht unwahrscheinlich: etwa aus „sein mund mit vrischem (oder klarem) naß". Das Volksbuch heranzuziehen ist wenig beweiskräftig, da dasselbe erstens für diese Szene auch andere Sagenbeziehung hat,[1]) zweitens aber etwa 150 Jahre nach Sachs entstanden ist und folglich nicht unwahrscheinlich hier und da Abweichungen von den alten Drucken in seiner Vorlage oder mündlichen Überlieferung gefunden haben wird. Außerdem hat Sachs denn doch wohl die Berechtigung, in seinem geistigen Auffassungsvermögen etwas günstiger als der Volksbuchbearbeiter beurteilt zu werden. Weiter ersehen wir, daß — infolge eines ritterlichen Gespräches — Seufrid und einer oder mehrere der Brüder einen Lauf unternommen hatten vor jenem Kühlen „im prunnen". Diese beiden Tatsachen nun in die richtige Beziehung von Ursache und Wirkung zu bringen, ist wohl nicht zu schwierig. So ist in der Tat Strophe 178, wenn auch stilistisch durchaus unschön und mangelhaft, sehr wohl verständlich. Zu meiner Auffassung der Strophe mögen hier noch einige Worte Platz finden: „Das Verständnis von 178 e ff. ruht zuletzt auf der Interpretation der Präposition „in". Dieselbe ist kausal aufzufassen; vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch IV, Abteilung 2, S. 2102 k: „in gut kum ich zu euch herein," H. Sachs (zu gutem Zwecke); da sehen wir, daß H. Sachs noch die kausale Funktion des „in" verstand. Vgl. auch unter 1 a. a. O. „eins thails die karten in die nüß", H. Sachs. In jenen Fällen, wie auch im Siegfriedslied könnten wir die Präposition „in", trotz etwas modifizierten kausalen Verhältnisses, mit „wegen" oder „um — willen" umschreiben und erkennen so deutlich die nahe Berührung der Fälle und damit die Wahrscheinlichkeit, daß Sachs die Stelle nicht unklar sein konnte. Wir können bis jetzt also interpretieren: Sie waren gelaufen; der Grund ihres Laufens war ein Gespräch. Dazu tritt nun „der Ritterschaffte" als abhängiger Genitiv. Warum Goedeke und Golther „der R." mit „durch R." gleich erklären wollen, ist aus ihren Angaben nicht ersichtlich: Daß das Lied beide Worte zu unterscheiden wußte, zeigt Strophe 126 a. Zu berücksichtigen ist auch die Lesart von F, B: „da was die Ritterschaffte" 2c., wonach die Stelle sich noch leichter liest; doch scheint mir der Genitiv das Ursprüngliche, da er den Vorgang plastischer gestaltet.

[1]) Vgl. das Volksbuch a. a. O. 38 b unten: „begab sichs eines Tages, daß Siegfried und seine Schwäger mit ihm auf die Jagd ritten;" hierauf folgt dann die Mordtat.

2. Die positiven Abweichungen.

Seufrid wird unter einer „linden", wo er sich in die „plumen" gelegt, „schlaffent" mit einem Dolche erstochen. Die Schuld wollen die Täter auf „mörder" schieben. Crimhilt — von einem Jäger und einem Herold zur Stätte des Toten begleitet — beklagt ihren Gemahl; sie sinkt nieder, halst und küßt ihn unter Anrufung Gottes, daß er die Tat an den Mördern, die ihr bekannt, nicht ungerochen lasse. Mit ihrer „aigen hent" will sie den Mord rächen, sollte sie auch darum sterben; aber die Mörder sollen doch auch durchs Schwert fallen. Ihr Leben will sie fortan als Witfrau vertrauern. Am Schluß wird auf ihren Befehl der Tote aufgehoben und fortgetragen, die Anwesenden folgen in Ordnung. Der letzte Zusatz kann unbesehens als szenische Anweisung dem Schauspieldichter zugeschrieben werden, ebenso der Dolch, der Jäger und der Herold. Einiges anderes steht in Beziehung zu früheren Ausführungen des Liedes, so 1095/96 (vgl. Strophe 173), 1098 ff. (vgl. Eugleins Prophezeiung) und die Linde. Letztere kann freilich auch aus dem Nibelungenliede herübergekommen sein, doch dürfen wir bei des Dichters Arbeitsart — Nebenumstände zu ihm gelegener Zeit heranzuziehen, vgl. Anmerkung S. 508 — darauf keine Beweise stützen. Sicheren Bezug zum Nibelungenlied zeigen:

S.	NL.
S. 1046.	NL. a. a. O. 996.
Ins gras, in die wohlschmeckenden plumen.	Di blumen allenthalben von blute wurden nas.
S. 1070 ff.	NL. 998 b ff.
Nun wollen wir zu hoff ansagen, Wie Seufrid sey mörtlich erschlagen Von den mördern pey dem prunen.	Ir solt es wol verhelen und allgemeine jehn: Da er jagt in dem walde, Seifrit, der kune man, In schlug ein schacher tode dort in dem grunen tan!

Anm. vor 1074 und nach 1079: Die künigin geht ein mit dem herolt &c.
Sie sinket auf in nider, halst und küesset in.

NL. 1065 a, b, c und 1066 b: Man fůrt si also balde, da sie den totten fant.
Si faßt sein haubt klegleichen da in ir weiße hant;
Si kusst in also tode, den edlen ritter gut.

1066: Vor jamer sank si nider ...

S. 1087 und 1090: Wilt got, es pleibt nit ungerochen.
Er ist Hagen, des prueders mein.

NL. 1045 a, b, c: Si sprach: Di selben schacher, di sein mir wol bekant;
Got wolt, daß es noch rechen di seinen allesant!
Ir selb und dar zu Hagen habt disen mort getan.

S. 1099 ff.: Rechen mit meiner aigen hent
An mein prüedern, solt ich drum sterben,
So müesens auch am schwert verderben.

NL. 2430 b; 2434 a und b; 2439 a: Da hies si irem bruder da nemen seinen leip.

2434: Si zog es aus der scheiden, daß kund ir nimanz wern,
Darmit nam si daß leben Hagen, dem edlen hern.
2439: Hillprant schlug si zu tode, kunig Etzels weip.

S. 1103 ff.: Nun wil ich fort ainig allein
Laittragen und ein witfrau sein,
Die weil ich hab das leben mein.

NL. 13 d (u. a. and. Stellen ähnlich): Den klagt bis an ir ende das minnigliche weip.

NL. 1263 a: Si sprach: Ich wil auf erden auch nemen keinen man.

Hier bestätigen sich Einflüsse des Nibelungenliedes, wie wir sie schon früher wahrgenommen (vgl. oben unter b). Daß Sachs die Nibelungensage direkt gekannt, wird unannehmbar durch die Ermordung Seufrids im Schlafe. Letztere wäre dann eine nicht zu rechtfertigende Willkür. Das Wahrscheinlichste ist danach, daß diese neuen Nibelungenbeziehungen sich als Interpolation in das Lied eingeschoben, um so mehr, als dieses Lied 179 f. direkt auf das Nibelungenlied hinzielt (vgl. Golther S. XXII). Durch die Benutzung dieser „Seyfrides hochzeyt" ist nach meiner Annahme mit 178 c ff. eine fortsetzende Neugestaltung vorgenommen, während unsere Drucke sich nicht fortschreitend, sondern rückgreifend am Ende der genannten Strophe verhalten. 179 fiel als kein besonderes Interesse bietend ohne Schaden weg. Somit wäre mit großer Wahrscheinlichkeit ein verlorener Druck anzunehmen, der Sachs vorgelegen. Es bleibt nun noch die Frage, ob Sachs den Schlaf in seiner Vorlage gefunden oder selbständig hinzugesetzt hat. Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein. Zwar erzählt die nordische Sage ebenfalls die Ermordung im Schlafe (vgl. Golther in den angeführten Abhandlungen der Königl. Bayerischen Akademie), nirgends aber sonst ist die Lesart in Deutschland bezeugt und ihre Voraussetzung in der Vorlage bleibt deshalb eine unbegründete Hypothese.[1]) Näher liegt die Annahme, daß Sachs — durch die

[1]) Vgl. auch Golthers Einleitung zum SL. XXIII f. — Sehr befremdlich erscheint hier in Golthers Hypothese, daß die Ableitung des von ihm vorausgesetzten verlorenen SL., in welchem der Schlaf berichtet würde, daß die Ableitung von diesem, nämlich das uns überlieferte SL. der ursprünglichen Sage von Siegfrieds Tod darin näher steht, daß sie den Helden während des Trinkens aus einem Waldbrunnen erschlagen werden läßt. Hat der spätere Bearbeiter auf die unverfälschte Nibelungensage selbständig zurückgegriffen, so bleibt unverständlich, daß alle jene Zusätze des Nibelungenliedes, die Sachsens Vorlage nach meinen vorstehend angeführten Untersuchungen gehabt haben muß, von ihm unberücksichtigt geblieben sind.

unbestimmte Gestalt seiner Vorlage veranlaßt — den Schlaf ergänzend einführte. Es ist dies zwar auch Hypothese, aber insofern nicht in der Luft schwebend, als wir uns auf seine bisherige Arbeitsweise stützen können: nichts Wesentliches an der Vorlage zu ändern, derselben aber die nötige dramatische Bestimmtheit zu geben. Warum Sachs den Schlaf einführte und was ihn bei der Gestaltung der näheren Begleitumstände unterstützte, hat Drescher aufs dankenswerteste herausgearbeitet (a. a. O. S. 22 f.). Die Situation eines zum Brunnen spazierenden Mannes, der sich zum Schlaf unter eine Linde in das Gras legt, wird dort als Sachs geläufig nachgewiesen. Somit konnte der Dichter — wenn Brunnen, Linde, Blumen gegeben waren — leicht auf den Schlaf als selbstverständlich dazugehörend verfallen, besonders wenn die Situation durch dessen Einführung verdeutlicht wurde. Es kann dieser Hinweis meine soeben aufgestellte Hypothese stützen, daß Sachs 178 c ff. nicht in der sehr wohl für ihn verständlichen Form des uns überlieferten Siegfriedsliedes vorgelegen. Ich nehme an: das Trinken war aus seiner Vorlage nicht ersichtlich und der Schlaf mußte somit aufklärend erscheinen. — S. 24 ff. aber gehe ich dann wieder mit Drescher auseinander: Äußere Anregung zur Anwendung dieser Ausführung konnte nicht die Ortnitsage sein, denn — das ist wohl aus dem Bisherigen hervorgegangen — Sachs arbeitete überhaupt nicht nach äußeren Anlässen, sondern nach inneren, das heißt er änderte da, wo der Stoff an sich durch seine Umgestaltung zum Schauspiel es forderte. Damit fällt auch die Angleichung an die Lisabetha-Historia (Drescher S. 26 ff.). Alle jene Züge lassen sich ja durch das näherstehende Nibelungenlied erklären. Wohl mag dabei in einigen Wendungen durch die Verwandtschaft des Stoffes eine Berührung mit der Lisabetha stattfinden, da hier wie dort derselbe Dichter die Feder führt: das aber sind erst Folgen des gleichen Themas und nicht Zeugen einer inneren Beeinflussung der Seufridstragödie durch die Lisabetha. — Machen wir anderseits die Gegenprobe, so ist es nicht möglich, alle oben nachgewiesenen Einflüsse des Nibelungenliedes durch die Lisabetha etwa zu begründen; so wird denn auch ihr Heranziehen unnötig. — Sachs also hat, nach meiner Meinung, die in seiner Vorlage unbestimmt gelassene Situation durch Hinzufügung des Schlafes selbständig ausgestaltet. Noch einmal wird hier eine verwandtschaftliche Beziehung zu Spangenberg nahegelegt. Hätte dieser eine nähere Ausführung der Lage des Ermordeten gehabt, so ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß er statt „unverwarnter sachen“ etwa „schlafend“ oder „wie er trank“ geschrieben haben würde. Ja Spangenberg hat höchst wahrscheinlich vom Trinken Seufrids während der Ermordung auch keine Vorstellung gehabt, er schreibt:

Seufrid wurde „bey einem Brunnen unverwarnter sachen umgebracht“. Diese Unbestimmtheit bei Spangenberg unterstützt die Annahme einer in diesem Teile unklaren Vorlage Sachsens und führt uns zum drittenmal auf ein näheres Verwandtschaftsverhältnis Spangenbergs und Sachsens.

Schlußwort.

Nach vorstehender Untersuchung muß aufs neue zugestanden werden, daß eine unumstößliche Quellenbestimmung für die Sachsische Seufridstragödie noch aussteht, und zwar für alle Teile.[1] Bei der lückenhaften Überlieferung der von ihm benutzten Sagenstoffe wird eine absolute Feststellung der Vorlage durch einen glücklichen Fund bedingt sein. Daran aber ist festzuhalten, daß H. Sachs nach bestimmter Vorlage arbeitete und daß dieselbe — mag sie nun einfach oder mehrfach gewesen sein — ihm den hürnen Seufrid und den Rosengarten in nah verwandter Form der bekannten Seufriddrucke und der Rosengartenüberlieferungen a (Gedrucktes Heldenbuch) und bm bot. Schwerlich darf seine Quelle aber in dem uns erhaltenen Siegfriedsliede selbst gesucht werden, das ist durch die Abweichungen besonders in Akt VII zur größten Wahrscheinlichkeit geworden. Es verschlägt deshalb wenig, welcher der verschiedenen Liedredaktionen Sachs am nächsten steht; Herrmann a. a. O. S. 84 weist nähere Beziehung zu B und N gegenüber den anderen Lesarten auf. Die Sachs bekannte Redaktion des Liedes wird sich von der erhaltenen — in ihrem Ursprung wohl früheren — Textgruppe durch Interpolationen der Nibelungensage abheben, so daß wir Sachsens Muster als Tochterredaktion bezeichnen können. Ob die Ng.-Einschiebung Sachs schon vorlag oder erst von ihm unternommen wurde, erhebt sich nicht zu objektiver Wahrscheinlichkeit, ist aber als wohl-

[1] Nach der Anerkennung einer verlorenen Vorlage fehlt uns das genaue Maß, wie weit die oben verzeichneten Abweichungen Sachsens von der Druckredaktion wirklich sein Eigentum sind; doch tappen wir durch solch Bekenntnis nicht im Dunkeln, denn eine Vermeidung willkürlicher Abweichungen und Sorgfalt bei der Bühnenumarbeitung kann nach den obigen Ausführungen über das Verhältnis zum bekannten SL. als zuverlässig festgestellt gelten. Dabei will ich mich an dieser Stelle gegenüber etwaigen Vorwürfen verwahren, in allen Einzelfällen bei der ausgeführten Begründung mit Zuverlässigkeit Sachsens Antriebe gefunden haben zu wollen. Die Absicht etwas hineinzuinterpretieren liegt mir fern, und ich sehe sehr wohl und will ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß aus noch so vielen Beweisen der Arbeitsart eines Dichters schließlich nicht resultiert, daß er gar nicht anders arbeiten könne: denn der Dichter ist kein mechanisches Werk, dessen Räder nach bestimmten Gesetzen umlaufen; eine freie spontane Äußerung persönlicher Vorstellung muß immer in Betracht gezogen werden; und so begnüge ich mich, in den meisten Fällen das Mögliche, in anderen das Wahrscheinliche und in den wenigeren das Gewisse gefunden und begründet zu haben.

begründete Möglichkeit im Auge zu behalten. Um diesem halb negativen Resultate gegenüber das Positive noch etwas schärfer zu betonen, will ich hier am Ende in Kürze angeben, wie nach den gemachten Ausführungen die SL.-Vorlage Sachsens gestaltet gewesen sein mag:

Strophe 1—3 des bekannten Liedes. Interpolation aus der Nibelungensage, wonach S. 100 ff. Danach würde die Überleitung 94 ff. mehr auf Rechnung der Vorlage denn auf die Sachsens zu stellen sein. Diese Interpolation wird bei der weitläuftigen Verbindung von Strophe 3 zu 4 bei Bekanntschaft des Nibelungenliedes geradezu herausgefordert. Daß hier eine Kluft im uns überlieferten SL. ist, läßt sich um so leichter verstehen, als 1—3 offenbar dem alten Liede später vorgeschoben sind nach Verlust seiner Anfangsstrophen. In das 12. Jahrhundert, wohin Golther berechtigt die Entstehung dieses ersten Teils setzt, wird man sie keinesfalls nach ihrer ganzen Tendenzrichtung und Art stellen können.

Strophe 4—10 des Liedes.

Strophe 11 verändert, vielleicht durch Gedächtnisfehler veranlaßt; Ausmerzung dessen, was im Schlusse des Liedes noch folgt, Vermeidung des Hinweises auf andere Gedichte, da das Lied selbst jetzt über den Tod näher berichtet. — Hiernach Sachs 213 ff. und das Volksbuch 5 b.

Strophe 12—172. Das Turnier kann eventuell durch bildliche Darstellung veranlaßt sein; vgl. den siebenten Holzschnitt.

Strophe 173 und vielleicht in geistigem Anschluß an: „Also mit grosser stercke Er alle Ding bestellt" — die Rg.-Einschiebung[1] „So groß war die Stercke sein" ꝛc.

Hieran setzte sich dann die Verschwörungsszene, die Strophe 173 g und h entweder mit 174 zusammenzog oder ihren Anfang in passender Weise ergänzte.

Strophe 178 a und b waren das Letztbenutzte. An sie setzte sich ein neuer Schluß in der oben schon angedeuteten Weise. Er braucht nicht

---

[1]) Fragt man sich, warum diese angenommene, aus SL. und Rg. verknüpfte Redaktion sich nicht durch Neudrucke erhalten hat, so würden sich zwei Antworten der Möglichkeit nach geben lassen: 1. Gerade die Verknüpfung kann der Verbreitung gegenüber dem leichter sich einprägenden kurzen Liede hinderlich gewesen sein. Auch liegt ein gewisser sittlicher Widerspruch in der Besiegung des scheinbar Unbesiegbaren, in der Niederlage eines Helden solcher Thaten durch eine immerhin unbekannte Größe; (während Seufrid durch manche Lokalsage dem Volke näher verbunden war). Vgl. Philipps Urteil über die Einschiebung S. XXXV. 2. War eventuell der Hergotinsche Druck (vgl. Golther S. V) diese Vorlage — entstanden möglichenfalls als Konkurrenzdruck gegen die bekannten Redaktionen —, so konnte das Eingehen dieses Verlages leicht auch den Verlust dieser Liedredaktion nach sich gezogen haben.

lang gewesen zu sein, um alle unter III angegebenen kleinen Einzelheiten enthalten zu haben. Man könnte ihn sich in der folgenden Gestalt etwa denken:

178 c ff. (die Orthographie ist nhd.)
Die Blumen allenthalben von Blute wurden naß.
So brachte man nach Wormes den Frau Kriemhilde Mann,
Da ward zu Hof gesprochen, es hätten's Mörder gtan.
179. Bald führte man die Fürstin, wo sie den Gatten fand,
Sie hob sein Haupt das schöne mit ihrer weißen Hand
Und küßte so im Tod noch den edeln Ritter wert;
Vor Jammer sank sie nieder, der Schmerz sie also sert.
180. Si sprach: Des muß ich trauern als Witfrau meine Jahr;
Mir ist groß Leid geschehen durch Hagen, das ist wahr.
Gott laß's mein Hand noch rächen, und sollt' ich liegen tot!
Da brachte viele Helden das Schwert in Todesnot. —

Briefe eines Berliner Journalisten aus dem 18. Jahrhundert.[1])

Mitgeteilt von Ernst Consentius in Berlin.

(Fortsetzung.)

N° 19. (Leipzig, den 12. März 1753 an Haller.) .... Ew. Hochwohlgeb. werden aus den Zeitungen gesehen haben, daß und wann ich von Berlin abgereiset bin.[2]) Es ist wahr, ich bin fast 2 Monat später, als es Dero Befehl und meiner eigenen Absicht[3]) gemäß war, abgereiset: allein, meine Sachen gehörig

---

[1]) Vgl. oben S. 518 ff. — Seite 533, Zeile 14 v. o. ist „der" vor „Nachricht" zu setzen; Seite 533, Zeile 13 v. u. ist „auch" vor „so wohl" zu setzen. — Zu Seite 541 letzte Zeile: mit der „école réale de Berlin" dürfte die sogenannte Realschulzeitung gemeint sein, die der Consistorialrath Hecker 1752 bis 1756 herausgab. (Königl. Bibliothek Berlin, Zeit. 585.) — Zu Seite 549 Anmerkung 2: der abgedruckte Zeitungs-Artikel stammt von Friedrich dem Großen selbst. Die eigenhändige Niederschrift des Königs in französischer Sprache befindet sich in: Rep. 9. F. 2. a. 1751—1762 (Geheimes Staats-Archiv Berlin).

[2]) Vgl. Vossische Zeitung vom 1. März 1753, auch Muncker, Lessings Schriften Band 5, S. 156; Lehmanns [vgl. Brief Nr. 2] Glückwunsch ist in deutscher Übersetzung in den Physikalischen Belustigungen Band 2, S. 660 ff. zu finden, ebenso wie das in der Vossischen Zeitung erwähnte Abschiedsgedicht von Mylius (Physikalische Belustigungen Band 2, S. 726 ff. — auch in Mylius' Vermischten Schriften (1754) S. 597) — Mylius' Tagebücher in Bernoullis Archiv zur neuern Geschichte rc. Band 5, 6 und 7 (1786—1787) geben über Mylius' Reiseroute Auskunft

[3]) Vgl. Briefe Nr. 14 und 15.

in Ordnung zu bringen und mein Haus, so zu sagen, recht zu bestellen,[1] dazu brauchte ich mehr Zeit, als ich anfangs selbst geglaubt. Nun, da ich wirklich auf der Reise bin, hat sich ein neues Hinderniß gefunden, welches mich hier in Leipzig 2 Wochen aufhält. Ich habe seit 5 Tagen die grausamsten Zahnschmerzen[2]) gehabt, und nun ist mir der rechte Backen so stark geschwollen, daß ich befürchte, übel ärger zu machen,[3]) wenn ich mich itzo allzu sehr in die Luft wage. Der Hr. Prof. Ludwig[4]) und der Hr. Prof. Kästner haben mir auch ernstlich gerathen, einen Aufschub von etlichen Tagen einer Aufhaltung von etlichen Wochen vorzuziehen, welche leicht erfolgen könnte, wenn ich mich nicht in Acht nähme ......

N° 20. (Leipzig, den 20. März 1753 an Haller.) .... Nachdem ich mir gestern alle bösen Zähne habe herausreissen lassen,[5]) so bin ich völlig wieder hergestellet, und setze heute zumittage um 11 Uhr meinen Weg fort. Weil aber dieser Brief doch einen Posttag eher in Göttingen ankommen wird, so nehme ich mir die Freyheit, Ew. Hochwohlgeb. unterthänig zu ersuchen, jemanden Ordre zu geben, der für ein bequemes und wohlfeiles Logis[6]) auf kurze Zeit für mich sorgt, und auf der Post ein Billet mit der Nachricht davon einlegt, damit ich gleich weis, wohin, und nicht alles auf fremde und gewinnsüchtige Leute darf ankommen lassen .....

N° 21. (Gera, den 21. März 1753 an Haller.) .... Als ich heute früh um 6 Uhr allhier in Gera bey Hn. Hoppen[7]) angelanget war,[8]) so erhielt ich

[1]) Vgl. Lessing (Hempelsche Ausgabe) Band 20, 1, S. 37, dazu den letzten Brief von Dieck an Hollmann. Mylius muß schon in Leipzig eine bedeutende Naturalien-Sammlung gehabt haben; vgl. „Der Naturforscher" S. 93 ff., 127 ff.

[2]) Vgl. Briefe Nr. 20 und 21. J. Bernoullis Archiv zur neuern Geschichte ꝛc. Band 5, S. 99 f.

[3]) Vgl. Lessing (Hempelsche Ausgabe) Band 20, 1, S. 819; Consentius, „Freygeister, Naturalisten, Atheisten" S. 13; W. A. Wagner, Lessing-Forschungen (1881) S. 85 (Vorrede zu den Critischen Nachrichten 1751). — Muncker (Lessings Schriften Band 4, S. VII) hat diese Vorrede mit Grund von seiner Ausgabe ausgeschlossen, wenn ich seine Motivierung auch nicht zu der meinigen mache; Lessing hatte zu der Zeit, als die Vorrede geschrieben ward, gerade seine eilige Reise nach Wittenberg angetreten. Vgl. ferner [W. C. S. Mylius] Hans Wurst Doctor nolens volens. Posse. Frankfurt und Leipzig 1777, S. 79; „er wird aus arg ärger machen" sagt Wieland, Werke Band 20 (1796) S. 217. — Ich verweise auf solche kleinen Parallelen, um zu wiederholen, daß sie nicht zur Entscheidung dienen können, um einen anonymen Aufsatz dem oder jenem zuzusprechen; vgl. Consentius, Lessing und die Vossische Zeitung S. 31 ff. und öfter.

[4]) Christian Gottlieb Ludwig 1709—1773; vgl. Allgemeine deutsche Biographie Band 19, S. 600.

[5]) Vgl. Briefe Nr. 19 und 21.

[6]) Vgl. Mylius' Tagebuch, Eintrag unterm 28. März 1753: „Göttingen halb 11 Uhr. Station .... Weil das Thor geschlossen war, so mußte ich diese Nacht vor dem Thore, im Croaten bleiben. Den Morgen darauf fuhr ich vollends in die Stadt und kehrte in der Krone ein." (Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 112; vgl. Brief Nr. 24.

[7]) Johann Tobias Hoppe, ein „physikalischer Gelehrter" und Kaufmann; er wird im „Naturforscher" wiederholt genannt und war an den Physikalischen Belustigungen beteiligt; Hoppe begleitete unsern Reisenden bis Jena, vgl. Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 101 ff. Vgl. auch in Mylius' Vermischten Schriften (1754) S. 571 ff.: Ode auf die Gegend bey Gera, und Meusels Lexikon Band 6 (1806) S. 106; ferner Vossische Zeitung 1748, Stück 150; 1749, Stück 77.

[8]) Vgl. Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 101.

unter andern bey ihm an mich eingelaufenen Briefen auch Ew. Hochwohlgeb. höchstgeehrtestes Schreiben vom 7. dieses, welches mich in die äuserste Betrübniß gesetzet hat. Denn ich sehe daraus, daß Dieselben mir den größten Theil Ihrer Gewogenheit entzogen; und ich muß Dero Unwillen verdienet haben; sonst würden Dieselben mir ihn nicht so ernstlich haben zu verstehen gegeben .....

Ich bin schon den 28. Febr. von Berlin abgereiset,[1]) und also eher, als Dero letzter Befehl lautet. Daß ich in Leipzig so lange durch die heftigsten Zahnschmerzen und Geschwulst des Backens aufgehalten worden,[2]) ist ein Unglück, und zwar am meisten für mich. Ohngeachtet ich mir erst am 19. dieses nachmittags 4 Zähne ausreissen ließ, und man mir rieth, mich noch einige Tage inne zu halten, so bin ich doch den 20sten zumittage bey dem stürmischsten kalten und nassen Wetter weiter fortgereiset, welches mir auch zur Zeit noch nichts geschadet.

Ja, ich habe mehr, als 200 Thl. [von Mitgliedern der Reisegesellschaft] gehoben,[3]) und hätte ich auch das nicht bekommen, was zu heben ich meistentheils recht gezwungen worden, so hätte ich mir die hochnöthigsten Sachen nicht anschaffen können und ich hätte folgl. noch länger in Berlin bleiben müssen, um von Ew. Hochwohlgeb. das noch übrige Nöthige zur Equipirung noch zu erwarten. Ich habe es nunmehr erfahren, daß 200 Thl. zur Equipirung zweyer Personen auf 4 Jahre und auf eine so weite und so vielen Zufällen unterworfene Reise gar nichts sind. Ich schreibe dieses mit so völliger Ueberzeugung, daß ich nichts weiter hinzusetze. Meine Rechnung, welche ich, unnöthiges Porto zu vermeiden, selbst mit bringe,[4]) wird es deutl. genug zeigen ..... Wenn Ew. Hochwohlgeb. diese Rechnung werden durchgelesen haben, alsdann wird mich erst der scheinbare Vorwurf, als verscherzte ich das Vertrauen der Gesellschaft, kränken können; itzo sehe ich ihn nur als eine väterliche Ermahnung wegen des Zukünftigen an, und ich küsse Ew. Hochwohlgeb. dafür ehrerbietigst die Hand .....

N° 22. (Göttingen, den 29. März 1753 an Prof. Hollmann.[5])
... Des Herrn Hofrath von Hallers Befehl und meiner Schuldigkeit gemäß habe ich aufgesetzt, wozu ich das Geld gebraucht, welches ich von meiner Reisegesellschaft bereits empfangen; welche Rechnung ich hierbey Ew. Hochedelgeb. zu übersenden die Ehre habe. Es sind alles nothwendige Ausgaben, und ich habe vielleicht heute nicht recht verstanden, da es mir vorgekommen, als ob Ew. Hochedelgeb. gesagt, diese schon empfangene Summe sollte mir von den hier eingelaufenen Geldern abgezogen werden. Mit 6 bis 700 Thln. kann ich Europa nicht verlassen, wenn ich damit ein Jahr lang reisen soll ....

N° 23.] Ausgabe.[6])

Oberwäsche, an Oberhemden und Binden 20 Stück	66.	12
So viel Unterhemden	18.	.

[1]) Vgl. Brief Nr. 19.

[2]) Vgl. Briefe Nr. 19 und 20. Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 99 ff.

[3]) Vgl. Nr. 26, dazu Anmerkung zu Nr. 8 und Göttinger Anzeigen auf das Jahr 1754, S. 876.

[4]) Vgl. Nr. 23.

[5]) Samuel Christian Hollmann 1696—1787. In der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 12, S. 760 f. wird mit Unrecht nicht auf Hollmanns Stellung La Mettrie gegenüber hingewiesen; vgl. Zimmermann, Das Leben des Herrn von Haller (1755) S. 229; Hirzel, Hallers Gedichte (1882) S. CCLVIII; Poritzky, La Mettrie (1900) S. 191 ff.

[6]) Von Mylius' Reisebegleiter Carl Wilhelm Ludwig Dieck geschrieben. — Das Verzeichnis der von Mylius abgehobenen Gelder (vgl. Nr. 26) schien mir unwesentlich, da sich eine Aufstellung der auf der ganzen Reise von Mylius ein-

Ein roth Kleid mit einer grünen mohrenen[1]) Weste mit Gold	50.	.
Ein blau und gelb tuchen Kleid	22.	.
Eine Wolfsschur	15.	.
Beinkleider und Strümpfe	12.	.
Ein Schlafrock	6.	.
Ein paar Stiefeln	5.	.
Drey Paar Schuh	3.	6
Ein Paar Pantoffeln	1.	.
Eine Peruque	2.	.
Ein Huth	2.	12
Nachtmützen	2.	12
Eine Peltzmütze	1.	6
Ein Paar haarne Reisestrümpfe	1.	.
Eine Taschuhr mit Secunden nebst Reparatur	40.	.
Folgendes für meinen Reisegefährten, Monf. Dieck.		
Ein neu Kleid	20.	.
Beinkleider und Strümpfe	8.	12
Schuh und Pantoffeln	2.	20
Wäsche	15.	.
Eine Peruque	1.	12
Ein Huth	1.	8
Ein Caftan	4.	12
Nachtmützen	1.	.
Eine Pelzmütze	1.	6
Ein Roklor	2.	.
Ein Paar haarne Reisestrümpfe	1.	.
Ferner überhaupt.		
2 Paar Postküssen	2.	8
Eine Brieftasche	1.	16
Monf. Diecken zeichnen zu lernen	10.	.
Ebendenselben mit Pastel malen zu lernen[2])	5.	.
Wasser- und Pastelfarben und Pinsel etc.	10.	.
2 Kuffer	8.	.
Porto für Briefe die meine Reise betroffen	5.	.
Kleine Reisenothwendigkeiten als Messer, Scheeren, Schreibtafeln etc.	5.	.
Reisegeld von Berlin über Leipzig und Gera nach Göttingen für 2 Personen	40.	.
Summe	393 Thl.	22 Gr.

N° 24. (**Göttingen, den 2. April 1753 an Haller.**) .... Ich bin den 28. März abends um 11 Uhr mit meinem Gefährbten[3]) allhier in Göttingen angekommen, und habe den Tag darauf mit großem Schmerzen erfahren, daß Ew. Hochwohlgeb. schon 12 Tage vorher in die Schweiz abgereiset[4]) und ich also nicht

gesammelten Gelder, die Haller verrechnete, in den Göttingischen Anzeigen auf das Jahr 1754, S. 882 f. findet.

[1]) Mohr, gewässertes schweres Seidenzeug, Deutsches Wörterbuch 6, 2473.

[2]) Vgl. Brief Nr. 8 Anmerkung.

[3]) Vgl. Nr. 23; ihn hatte Mylius vor seiner Abreise aus Göttingen, beim Professor Weber „als jetzigem Prorector .. inscribiren lassen." Bernoulli a. a. O. 5, S. 115.

[4]) „Ich erfuhr mit Mißvergnügen, daß der Hr. Hofrath von Haller schon den 17 May [= März] unvermuthet in die Schweiz abgereiset, weil ein ungarischer hier studirender Graf Tekely (Teleky?) dessen Fräulein Tochter durchaus zur Ehe verlangt, ob sie gleich in wenig Wochen mit dem Hrn. Gönner (Jenner?)

das so lange gewünschte Glück haben können, Denenselben persönlich meinen Respect zu bezeigen ....

Der Hr. Prof. Hollmann hat 1052 Thl. baar in der Casse, wovon er mir aber, zufolge Dero Befehl, nur 715 Thl. mitgiebt, weil in einigen Summen schon alle 3 Termine beysammen sind. Wenn alle 3 Termine nothwendig einander gleich seyn müßten, so könnte es auch nicht anders, als so, seyn. Ich kann aber von Ew. Hochwohlgeb. einen Brief aufzeigen, in welchem Dieselben es für billig und nöthig erkennen, den ersten Termin stärker zu machen, als die beyden letztern. Die Ursache ist, weil ich mich von dem ersten Termine (nebst meinem Gefährdten) ein für allemal auf die ganze Reise mit Kleidung und andern Nothwendigkeiten versehen muß, und größtentheils schon versehen habe. Die ganze Summe eines jeden Termins beträgt etwas über 1300 Thl.[1]) hiervon sind schon 400 Thl. abgegangen.[2]) Zwischen hier und meiner Abreise von Amsterdam kann ich, einige nothwendig noch anzuschaffende Nothwendigkeiten mitgerechnet, leicht noch 100 Thl. brauchen. Also habe ich alsdenn von dem ersten Termine noch 800 Thl. übrig. Aber 170 gewisse Thaler, die noch zum ersten Termin gehören, und wovon der Hr. Prof. Hollmann hinlängl. unterrichtet ist, werden erst zwischen hier und 6 Wochen noch in Göttingen einlaufen. Da nun Ew. Hochwohlgeb. vor dem Junius nicht wieder nach Göttingen kommen, so kann ich auch diese 170 Thl. nicht in Holland erwarten. Also bleiben von diesen 800 Thln. nur noch 630 Thl. Hiervon muß ich für 2 Personen die Ueberfahrt nach Surinam bezahlen, welche, nach genauer Erkundigung, 126 Thl. beträgt. Ich behalte also 504 Thl. in Surinam übrig. Mit 500 Thln. kann man zwar in Europa, wenigstens in Deutschland, bequem leben, aber in America weis ich nicht, ob dieses für 2 Personen auf ein Jahr hinlänglich ist. Ich habe zwar vortreffliche Recommendationen nach Surinam,[3]) und ich hoffe, daß ich daselbst wenig Geld für Kost ausgeben werde. Aber in so weit entfernten Ländern ... kann man nicht so genau voraus berechnen, wieviel man nöthig hat, und wenn hernach eine nicht vorher gesehene Noth einmal da ist, so ist keine Hülfe da, wo kein Geld ist. Brauche ich das mitgenommene Geld nicht ganz; desto besser: so habe ich dasjenige hernach schon, was mir zur Belohnung bey meiner Zurückkunft bestimmt worden.[4]) In America werde ich doch nicht Gelegenheit haben, in Ausgaben verschwenderisch zu seyn, wenn ich es auch sonst wäre. Der Hr. Prof. Hollmann hat mir gesagt, daß Ew. Hochwohlgeb. noch immer wünschten, daß ich

---

in der Schweiz Hochzeit haben sollen und auch den 29sten März Hochzeit gehabt. Da er nothwendig abschlägige Antwort bekommen müssen, so hat er endlich gar gedrohet sie zu entführen, welches denn den Hrn. von Haller bewog, mit ihr zu eilen, damit kein Spuk in die Hochzeit gemacht würde. Der Herr von Haller hatte vor seiner Abreise mein Reisegeld und alle meine Reiseangelegenheiten dem Hrn. Prof. Hollmann ..... übergeben ...." (Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 112; Universitäts-Bibliothek Göttingen). Haller selbst sagt: „aus unübersteiglichen Gründen" hätte er Göttingen verlassen (Göttinger Anzeigen auf das Jahr 1754, S. 877); vgl. auch Hirzels Haller S. CCCXX und Brief Nr. 30. — Die „Liebes Affaire" von Hallers Tochter mit „dem Ungarischen Graven" erwähnt auch ein Brief Scheidts aus Hannover, den 27. Juli 1753 an J. D. Michaelis (Handschrift der Universitäts-Bibliothek Göttingen cod. philos. 157).

[1]) Vgl. Göttinger Anzeigen auf das Jahr 1754, S. 881: „Summa unterschriebener Reise-Gelder für jedes der drey Jahre 1462 Thl. 16 Ggl." Mit diesem Erfolge der Subskription vergleiche man van Swietens Anerbietungen (Brief Nr. 12).

[2]) Vgl. Nr. 23 und 26.

[3]) Vgl. Brief Nr. 7 und 10.

[4]) Vgl. Brief Nr. 13 und Göttinger Anzeigen auf das Jahr 1754, S. 874.

zuerst in die Englischen Colonien gehen möchte.[1]) Ich erkenne Dero gütige Vorsorge hierinne mit viel zu dankbarem Gemüth, als daß ich nicht nachgeben und mich nach Dero Wink richten sollte. Allein wenn ich erst in Holland 14 Tage bis 3 Wochen auf Dero Entschluß warten, und hernach wenigstens eben so lange in England, wo es noch theurer ist, leben soll, so könnten meine Paar hundert Thaler draufgehen, ehe ich einen Fuß in America ans Land setzte. Aus allen obigen Ursachen unterstehe ich mich, Euer Hochwohlgeb. gehorsamst zu ersuchen, meinen ersten Termin nur um 200 Thl. zu vermehren[2]) ..... Ich werde Dero Entschluß in Holland durch die Adresse des Hn. Königs erwarten,[3]) und auf denselben wird es ankommen, ob ich meine Reise mit Freuden, oder mit Furcht und Zittern, antreten, und ob ich den kürzern und gefährlichern, oder den weitern und leichtern Weg nehmen werde. Ich reise fort und nach America, das ist gewiß, und sollte ich auch nicht einen Thaler mehr in Surinam zu verzehren übrig haben. Meinem Muth und Eifer soll es wenigstens nicht vorgeworfen werden können,[4]) wenn das Vorhaben nicht glückl. ausschlägt. Ich erwarte Dero Antwort, und werde das Schiff nicht eher bestellen, als bis ich dieselbe habe .....

Ich bitte nochmals flehentl. um schnelle und gütige Antwort. Das Glück meiner Reise[5]) hängt daran, und niemanden betrifft dieses näher, als mich. Daher meine Freyheit zu entschuldigen ist.

Zu glücklicher Vermählung Dero Fräul. Tochter gratulire ich gehorsamst ....

N° 25. (Göttingen, den 2. April 1753 an Prof. Hollmann.) .... Ich habe nunmehr das Französische Schreiben, dessen ich gegen Dieselben zu erwähnen die Ehre gehabt, durchgesehen, daß es so gedruckt werden kann, wie es hier ist. Könnten Ew. Hochedelgeb. bald einen Verleger dazu finden und würde es geschwind gedruckt, so könnte ich vielleicht noch die Correctur selbst besorgen. Sollte dieses nicht angehen, so würde ich wenigstens bitten, für einen guten Corrector zu sorgen und mir, sobald es fertig ist, 10 Exemplare durch Hn. Königs Adresse mir [!] nach Holland nachzuschicken. Beyliegende Seance memorable[6]) wollte ich mir wiederum gehorsamst ausbitten. Aus Berlin laufen noch ... gewisse 100 Thl. zum ersten Termin, ein, wovon ich mündl. mit Denenselben zu sprechen die Ehre haben werde ....

N° 26. Nachdem es nächst göttlichem Beystande vornehmlich durch die patriotischen Bemühungen Sr. Hochwohlgeb. des Königl. Großbritannischen Hofraths und Leibarzts, Präsidentens der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, Herrn Albrecht von Haller, so weit gekommen, daß ich Endes Unterschriebener die seit einem Jahre entworfene physikalische Reise nach America den 28. Febr. 1753. von Berlin aus wirklich angetreten, so habe ich noch vor meiner Abreise aus Berlin von den zusammengebrachten Reisegeldern zur nöthigen Equipirung bereits 391 Rthl. sage

dreyhundert und ein und neunzig Reichsthaler,

baar gehoben,[7]) worauf wohlgedachter Herr Hofrath von Haller bey Seiner Ab-

---

1) Vgl. Brief Nr. 30.
2) Vgl. Briefe Nr. 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 38.
3) Vgl. Brief Nr. 30.
4) Vgl. Physikalische Belustigungen Band 2, S. 725.
5) Mylius „hat jetzo sein Glück auf eine sehr gute Art gemacht, und es ist ihm eine Professur in Göttingen versprochen worden, sobald er wieder von seiner Reise zurückkömmt". (Lessing am 29. Mai 1753; Hempelsche Ausgabe Band 20, 1, S. 33); vgl. Briefe Nr. 13 und 39.
6) Vgl. Briefe Nr. 18 und 28.
7) Vgl. Nr. 23 und 24.

wesenheit durch Se. Hochedelgeb. den Herrn Prof. Hollmann in Göttingen, mir noch 715 Rthl. 20 ggr. sage

siebenhundert und funfzehn Reichsthaler und zwanzig gute Groschen,

baar auszahlen lassen; welche Summe von 1106 Rthl. 20 ggr. den füritzo zusammengebrachten ersten von den drey Terminen meines Reisegeldes ausmachen, über welchen richtigen Empfang dieser Summe ich hiermit durch eigenhändige Unterschrift meines Namens und Beydruckung meines Siegels,[1]) gebührend quittire.

Göttingen, den 7. April 1753.

(L. S.) Christlob Mylius.

Wie sich aus Mylius' Tagebuch — z. B. Bernoulli a. a. O., Band 7, S. 114 — ergibt, empfing Mylius noch andere Beiträge, die Haller unbekannt blieben.

N° 27. (Göttingen, den 7. April 1753 an Prof. Hollmann.) Ew. Hochedelgeb. berichte ich hiermit, daß ich künftigen Montag früh meine Abreise festgesetzt habe ....[2])

N° 28. (Göttingen, den 8. April 1753 an Prof. Hollmann.) .... In einem von den gestrigen Briefen erhalte ich Nachricht, daß ich mit der ersten Post noch 2 Beyträge zum ersten Termin bekommen soll. Dieses hauptsächlich, und eine nothwendig noch von Berlin zu erwartende wichtige Nachricht, macht, daß ich meine Abreise noch auf ein Paar Tage aufgeschoben habe, welche aber Mittwochs ganz gewiß vor sich geht. Ich erfahre, daß meine Uebersetzung der Seance memorable[3]) noch nicht gedruckt ist. Es käme mir auf ein Paar Stunden nicht an, um dieselbe noch einmal zu machen, wenn ich gewiß wüßte, daß sie bald hier gedruckt würde. Ich wollte doch dem Hn. Prof. König gern viel neues mitbringen,[4]) weil er mir bey meiner Reise große Dienste thun kann. Ich wünschte, daß zugleich meine Uebersetzung des Akakia[5]) mit der Dedication hier mit gedruckt würde. Sie ist sonst fast gar nicht mehr zu haben, und hier ist schon so viel Fragens danach, daß sie in wenig. Tagen abgehen würde.[6]) Es müßte beydes zusammen gedruckt werden, indem es auch zusammen gehört. Die Vignette kostet mich nicht mehr, als 1 Thl. 8 gr. zu stehen, und dieses würde der Verleger hier auch gern dran wenden. Ich wollte dabey eine Verbesserung anbringen, welche mir der Hr. Prof. König vorgeschlagen hat. Ich bitte, alles Dieses zu überlegen .... Gegen Abend ... werde ich nur auf ein Viertelstündchen kommen, und wegen itzt gemeldeter Sachen mit E. Hochedelgeb. sprechen ...

Der Brief trägt von Hollmanns Hand die Notiz:

„R. post 1/2 hor. Die Schrifften, deren hier gedacht wird, könten hier nicht gedruckt werden, und hielte ich daher dafür, daß dieselben nicht wohl thäten, seine Reise dieserhalb länger aufzuschieben."

---

[1]) Das Siegel, dessen sich Mylius bediente, entspricht nicht ganz der Abbildung, die Joh. Christoph Mylius in seiner Historia Myliana (1751 f.) Band 2, S. 104 bringt.

[2]) Vgl. Brief Nr. 29.

[3]) Vgl. Briefe Nr. 18 und 25, auch Consentius, Lessing und die Vossische Zeitung S. 41.

[4]) Vgl. Brief Nr. 18.

[5]) Consentius a. a. O.

[6]) „On a vendu à Paris six mille Akakia en un jour" (Voltaire œuvres ed. Beuchot Band 56, S. 271, auch Band 1, S. 386).

N° 29. (Göttingen, den 10. April 1753 an Prof. Hollmann.)
... Hierbey folgt die Correctur zurück.

Es müssen ganz gewiß Briefe an mich in des Hn. Hofrath von Hallers Couverten seyn, deren Inhalt für mich wegen Fortsetzung meiner Reise von der äuserſten Wichtigkeit seyn kann; und doch kann ich es von dem wunderlichen Herrn von Brumm [so] [1]) nicht erlangen, daß er mir die Briefe von aussen zeigte. Eine Folge von dieser unzeitigen Strenge in Beobachtung seiner Pflicht kann diese seyn, daß man mich in den Preussischen Ländern erwischt [2]) und unser ganzes Werk zu schanden macht. Ich habe genugsame Kennzeichen derer Briefe, in welchen die an mich seyn müssen angegeben: aber es scheint, daß man es für ein crimen laesae Maj. hält, einen Hallerischen Brief aufzubrechen, aus was für wichtiger Ursache es auch geschehe, und wie unverletzt auch dabey die Briefe an den Hn. von Haller bleiben können. [3]) Vielleicht kann Dero Wort bey

---

[1]) In einem Briefe eines [J. H.] de Brunn [!] an Haller, datiert: Göttingen, d. 27ten April 1753 — im Besitze der Berner Stadt-Bibliothek — heißt es: „.... Hr. Mylius ist hier gewesen; wann er schon aus America käme, so wunderte ich mich nicht daß er so grob ist, als da er erst hinzugehen gedenket; ich glaube fast der König in Preüssen werde ihn noch eher als die Schwartzen auffressen; durch welches letztere, wann es geschehen solte, er einen grossen Nahmen zu erlangen gedenket ....."

[2]) Vgl Briefe Nr. 31 und 34. — Kästner an Nicolai am 26. April 1791: „.... Daß der Acacia in Leiden gedruckt ist, bin ich geneigt zu glauben durch Samuel Königs Besorgung, Maupertuis zum Poßen [Nicolai hatte das in seinen: Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen, Theil 1. (1791) S. 211 bezweifelt]. Christlob Mylius der Maupertuis nicht gut war hat auf die Verbrennung ein Bänkelsängerlied gemacht, das er geschrieben in Berlin ausstreuen ließ mir schickte er es nach Leipzig, ich weiß nicht ob ich es noch habe, aus dem Gedächtnisse aber kann ich die letzte Strophe herschreiben:

Drum merket dieß ihr lieben Leut
In dieser letzt betrübten Zeit
Sonst kosts euch Wamms und Hosen
Geht klüglich um mit Spott und Hohn
Schimpft Gott, und die Religion
Nur schonet die Franzosen.

Ganz im Zusammenhange war der letzte Gedanke nicht weil Franzosen wider Franzosen waren ...." (Handschrift der Königl. Bibliothek Berlin; Nicolais Briefsammlung.)

Voltaire an Gottsched am 19. April 1753: „.... Vous savez dailleurs l'aventure de milius ..."; auf einem Gedenkblatte, das bei dem Briefe liegt, schrieb Voltaire noch: „Monsieur milius n'est point en hollande, on dit que maupertui la fait arrêter en chemin sur une accusation daffaires détat. la chose n'est que trop vraisemblable ...." (Danzel, Gottsched und seine Zeit (1848) S. 65.)

Hollmann an Haller aus Göttingen am 13. Mai 1753: „... Die Zeitung die hier seit einigen Tagen herumgehet, daß Er [Mylius] in den preußisch. Landen außgehoben, und nach Spandau solte gebracht seyn, glaube ich um so viel weniger, weil sie von Leipzig hieher gekommen ist. Weil er sich jedoch in die affaire mit dem Hn. de Maupert[uis] Voltaire und König zieml. weit eingelaßen hatte, fürchtete Er sich selbst durch die Preußischen Lande zu gehen." (Handschrift der Stadt-Bibliothek Bern.)

[3]) Ein Beweis, daß „in des Hn. Hofrath von Hallers Couverten" auch Nachrichten, die für Mylius bestimmt waren, sich fanden, scheint mir nachfolgendes Blatt

dem Hn. von Brumm etwas ausrichten. Ich empfehle die Sache Dero gütiger Vorsorge.

Ich muß deswegen nothwendig noch einen Tag länger warten; Donnerstags früh aber geht die Reise gewiß fort,[1]) es mag biegen oder brechen ....

---

von Samuel Königs Hand zu sein; es liegt unter den Hallerschen Briefen auf der Berner Stadt-Bibliothek und ist wohl niemals an Mylius gelangt:

„pour Mr Milius.

Monsieur.

Si Vous etes encore en vie dont je doute très fort, dites moi de grace comment il arrive, que je n'ai plus de Vous le moindre ſigne, pas la moindre aparence de nouvelle. On me mande que Maupertuis a eté ſur le point de vous faire haper, et qu'en ce cas vous auries payé tout seul les pots casſés: on y ajoute qu'on craint, qu'il n'ait pris ſes precautions pour vous faire arreter des que vous paſseres quelque part ſur territoire de pruſſe. Ces nouvelles peuvent etre fausses, mais elles pourroient auſsi etre vrayes; ainsi il eſt de la prudence que vous ne vous expoſies pas legerement. Vous pourries changer de nom, et eviter les postes de pruſſe tant qu'il eſt poſſible.

J'aprens que Voltaire eſt parti de Leipzig il a imortalisé Maupertuis dans la preface de son histoire du Siecle de Louis XIV [vgl. Maupertuisiana — Königl. Bibliothek Berlin Al 5302 — S. 42 ff.; Voltaire, œuvres ed. Beuchot Band 20, S. 481 ff.]; et ce dernier part pour la France, où il tachera de tirer de son ennemi cette vengeance complette dont il le menace [„Tremblés" vgl. Anmerkung zu Brief Nr. 11]. La ſcene qui a eté jusques ici à Berlin, ſera desormais à Paris: et les nouvelles deviendront toujours plus interesſantes, parce que le nombre des Acteurs augmentera. Le marquis d'Arcy [1725—1779; Harnack a. a. O. Band 1, S. 334, 338; le Sueur, Maupertuis et ses correspondants (1897) S. 141] a lu dans l'Academie un memoire dans lequel il refute la theorie de Maupertuis; et ce memoire a eté recu de la compagnie avec des aplaudissemens. Maupertuis en voudra avoir raison, et voila la guerre declarée. J'aurois bien d'autres choses à vous dire, mais il n'y a plus moyen de les reſſerrer dans les limites d'une lettre .... Adieu mon cher Monſieur portes vous bien, et hates vous d'arriver bientôt, où de nous donner du moins de vos nouvelles. Verres vous Mr Scheid, et Vous ſouviendres vous de mes commisſions? [vgl. Brief Nr. 18.] Je vous embraſſe et ſuis parfaitement

Monsieur

V[otre] T[rès-humble] S[erviteur] K[oenig].

à la haye le 25 avril 1752.

Je vais repondre à Euler et à Maupertuis ſur la matiere même."

König ließ seinem: „Appel au public, du Jugement de l'Académie royale de Berlin, sur un fragment de lettre de Mr. de Leibnitz, cité par Mr. Koenig" — Leiden 1752 — eine: „Defense de l'appel au public: ou reponse aux lettres concernant le Jugement de l'Académie de Berlin, addressée à Mr. de Maupertuis" — Leiden 1753 — folgen; vgl. Brief Nr. 18. Die: „Lettres concernant le Jugement de l'Académie" — Berlin 1752 — enthielten einen Brief Eulers an Merian, und je einen von Maupertuis und Merian an Euler. Maupertuis und Euler waren die Stimmführer der einen Partei, denen König und Voltaire gegenüberstanden.

[1]) Vgl. Brief Nr. 27. Mylius verließ nach Ausweis des Tagebuches am 13. April um 12 Uhr Mittags Göttingen, das heißt an einem Freitage.

N° 30. (Hamburg, den 22. Mai 1753 an Prof. Hollmann.) .... Se. Excellenz von Münchhausen in Hannover[1]) sind Schuld daran, daß ich meinen Vorsatz, mit Surinam anzufangen,[2]) völlig geändert, und zuerst über England nach Nordamerica reisen werde. Sie haben mir einen Brief an Ihren Hn. Bruder in London[3]) mitgegeben und dieser wird mir die Ordres und Recommendationes an die Englischen Gouverneurs mitgeben, welche das Englische Ministerium auf Bitte der Königl. Cammer in Hannover schon wirkl. ausgefertiget hat. Gedachte Cammer hat mir auch schon 100 Thl. aufs erste Jahr auszahlen lassen und mir ein Promemoria mitgegeben. Ich muß aber doch erst nach Holland reisen, um daselbst die ohne Zweifel günstige Antwort des Herrn von Haller zu erwarten.[4]) Ich brauche eine Zulage itzo um desto nöthiger, da ich über England reisen muß.[5]) Ich hoffe Ew. Hochedelgeb. werden deswegen Ihre bona officia[6]) bey dem Hn. von Haller gütigst verwenden und auch mit ihm dahin bedacht seyn, daß dessen gänzlicher Abzug in die Schweiz[7]) meine Reise nicht hindere. Ich erwarte in London deswegen eine zuverläßige Nachricht ..... Ich werde mit der nächsten Post zu Lande nach Amsterdam gehen.[8]) Ich wollte erst meinen Weg dahin zu Wasser nehmen; allein man macht mir bange, daß ich wohl 6 Wochen möchte unterwegens seyn müssen .....

N° 31. (Hamburg, den 22. Mai 1753 an Haller.) ..... Seit der Zeit, da ich die Ehre hatte, Ew. Hochwohlgeb. von Göttingen aus nach Bern zu schreiben, könnte und sollte ich schon zur See auf dem Wege nach America seyn ..... Es sind nur verschiedene Umwege, welche ich habe nehmen müssen die mich noch so lange in Deutschland aufgehalten haben. Erstlich war ich von dem Hn. Prof. Sulzer gebeten worden, in den Ertzgruben des Harzes Beobachtungen[9]) am Barometer und Thermometer anzustellen. Dieses habe ich gethan, und mich 8 Tage auf dem Harze aufgehalten. Ich bin auf eine ganz unerwartete Weise in den Stand gesetzet worden, diese Unkosten zu machen, ohne mein übriges

---

[1]) „Den 9ten May machte ich meine Aufwartung bey Sr. Excellenz dem Herrn Kammerpräsidenten von Münchhausen und bey dem Herrn Geheimenrath von Hardenberg [vgl. Brief Nr. 13]. Beide empfingen mich sehr gnädig. Jener ist besonders leutselig, dieser aber etwas finster und morös .... Den 11ten May hatte ich .... abermals sehr gnädiges Gehör bey Sr. Excellenz von Münchhausen ..... An diesem Tage ließ mir die königliche Kammer 100 Thaler als den ersten Beytrag zu meiner Reise .... auszahlen. Ich soll dafür in Nordamerika auf dasjenige Acht haben, was zu Verbesserung des hannöverischen Landes, besonders des Forstwesens dienen kann." Vgl. Mylius' Tagebücher (Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 157 ff.; Universitäts-Bibliothek Göttingen). Über Münchhausen vgl. auch Lessing, Hempelsche Ausgabe Band 20, 1, S. 15 und die Allgemeine Deutsche Biographie Band 22, S. 729 ff.

[2]) Vgl. Briefe Nr. 24 und 31.

[3]) Vgl. Briefe Nr. 31 und 37. Bernoulli a. a. O. Band 7, S. 53.

[4]) Im Brief Nr. 24 hatte Mylius um die Zulage von 200 Thalern, von der er hier spricht, gebeten; vgl. auch Briefe Nr. 31, 32, 33, 34, 35, 36, 38.

[5]) Vgl. Brief Nr. 41.

[6]) Vgl. Brief Nr. 35.

[7]) Vgl. Briefe Nr. 24 und 32, Hirzels Haller S. CCCXX ff.

[8]) Vgl. Briefe Nr. 31 und 33, auch Brief Nr. 41.

[9]) Vgl. Brief Nr. 41. Göttinger Anzeigen auf das Jahr 1753, S. 605, 769; Physikalische Belustigungen Band 3, S. 831 f.; Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 117 ff.

Reisegeld anzugreifen;[1]) ja dieses ist noch dadurch vermehret worden. Solcher Gönner habe ich noch mehr auf meiner bisherigen Reise gefunden. Ich habe einen ausführlichen Bericht von meinen Beobachtungen an die Königl. Societät in Göttingen eingeschickt. Vom Harze reisete ich nach Hannover,[2]) weil mir viele Freunde und Gönner in Göttingen riethen, meine Aufwartung bey Ihro Excell. von Münchhausen zu machen. Ich habe dieses gethan, und zu meinem großen Vortheil. Die sämtl. Königl. Cammer in Hannover hat sich meiner Reise angenommen und mir eine Instruction wegen dessen, was sie insbesondere auf meiner Reise zu thun und einzusenden von mir verlangt, ausgefertiget. Sie hat mir auch bereits 100 Thl. auszahlen lassen, mit dem Versprechen, jährl. fortzufahren. Die Cammer hat auch meinetwegen an das Englische Ministerium geschrieben und es um Unterstützung meiner Reise gebethen, und dieses hat bereits die nöthigen Ordres und Recommendationes an alle Englischen Gouverneurs und Directeurs in America ausgefertiget. Ihro Excellenz von Münchhausen haben diese Schriften schon in Händen gehabt, mir aber wird sie dero Hr. Bruder, der Herr von Münchhausen in London erst einhändigen ...... Es ist also nunmehr fest beschlossen und bleibt gewiß dabey, daß ich zuerst nach Neuengland und in die Englischen Provinzen in Nordamerica über England gehe, und zuletzt erst nach Surinam; wiewohl vorher noch nach St. Thomas und St. Crux, wenn es, wie ich hoffe, noch bey dem bleibt, wozu von Dännemark aus Hoffnung gemacht worden.[3])

Ich habe nun also zwar noch 100 Thl. in Hannover erhalten: allein Ew. Hochwohlgeb. werden mir es gütigst einräumen, daß es, da ich nunmehr über England reise, zu Antretung einer so weiten Reise nicht genug seyn kann ..... Ich erwarte also die Zulage von 200 Thlrn. worum ich ... von Göttingen aus gebethen, in Holland zuverläßig; und eben deswegen muß ich von hier über Holland nach England reisen, um diese nöthige Zulage nicht zu verfehlen. Weil mich der Hr. Hofrath Scheid [so] warnte, nicht durch Preussische Länder zu reisen; so nahm ich meinen Weg nach Hamburg, um von hier zu Schiffe nach Amsterdam zu gehen, welches weniger gekostet haben würde, als die Reise zu Lande von Hannover nach Holland. Ich habe es aber just so getroffen, daß ich Gefahr laufen würde, 4 bis 6 Wochen unterwegens aufgehalten zu werden,[4]) wenn ich itzo zu Schiffe nach Amsterdam gehen wollte. Ich werde also an dem nächsten Posttage über Bremen[5]) zu Lande nach Holland abreisen .....

Sogleich höre ich von dem Hn. Legationssecretär Zink,[6]) daß Ew. Hoch-

---

[1]) Vgl. Göttinger Anzeigen auf das Jahr 1754, S. 882: „Aufm Harze zum Praesente 50 Thlr.", sie kamen vom Berghauptmann von Bülow (vgl. Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 138).

[2]) Wohl auch, um den Bibliothekar Scheidt, der in Beziehungen zu Mylius' Gönner König stand (vgl. Brief Nr. 18 und Anmerkung zu Nr. 29), persönlich zu sprechen. Scheidt nennt König gelegentlich seinen „lieben Freund" (Brief an J. D. Michaelis vom 24. Mai 1754; Handschrift der Universitäts-Bibliothek Göttingen, cod. philos. 157). Von Scheidt ward Mylius wieder gewarnt, preußisches Gebiet zu betreten (vgl. unten, sowie Briefe Nr. 29 und 34).

[3]) Vgl. Brief Nr. 11.

[4]) Vgl. Brief Nr. 41.

[5]) Vgl. Briefe Nr. 30 und 33.

[6]) „... den dienstfertigen Herrn Legationssecretär Zink" lernte Mylius in Hamburg kennen (Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 167; Haller stand mit B. J. Zinck in Korrespondenz, besonders wegen der Übersetzung von Buffons Histoire naturelle, die bei Grund in Hamburg erschien und die Haller überwachte. Naumann hatte bei diesem Unternehmen Lessing als Übersetzer in Vorschlag gebracht; er wollte ihm das Honorar — 2 Rthl. für den deutschen Druckbogen,

wohlgeb. ein ansehnliches Amt in Dero Vaterlande erhalten haben[1] .... Wenn es möglich wäre, so wünschte ich, daß Ew. Hochwohlgeb. die unmittelbare Direction meiner Reise beybehalten[2]) möchten; denn ich sehe nicht, wo ein Mann von gleichem Ruhm und Ansehen wäre, auf welchen alle, die Theil an dieser Reise nehmen, sich völlig verlassen könnten .... Damit ich meine Reise ruhig und vergnügl. antreten kann, so erwarte ich hierüber von Denenselben in London ganz gewiß eine günstige Erklärung .....

Was die Änderung des Reiseplanes und die Bitte um die Zulage von 200 Thl. betrifft, so ist der Brief vom gleichen Tage an Professor Hollmann (Nr. 30) heranzuziehen.

N° 32. (Hamburg, den 28. Mai 1753 an Haller.) .... Ich sehe leider! die fast gänzliche Unmöglichkeit vor mir, daß künftig meine Reisegelder an Ew. Hochwohlgeb. werden geschickt werden können, und ich danke Denenselben gehorsamst, daß Sie eine so gute Wahl an dem Herrn Prof. Hollmann getroffen, welcher hierinne Dero Stelle vertreten soll: Inzwischen unterstehe ich mich doch, Dieselben inständigst zu bitten, die Hauptaufsicht über meine Reise noch ferner beyzubehalten und NB. in den Göttinger Anzeigen, mit Untersetzung Dero Namens, sich öffentl. zu erklären,[3]) daß Ew. Hochwohlgeb. bey Dero itzigen Veränderung die Gelder nicht mehr einnehmen könnten, sondern daß die Herren Interessenten gebethen würden, sie künftig an den Hn. Prof. Hollmann zu senden: daß Sie aber dennoch im übrigen für meine Reise bestens sorgen würden, so gut, als wenn Sie noch in Göttingen wären. Ew. Hochwohlgeb. werden mir die unumgängliche Nothwendigkeit dieser Bitte einräumen und mir sie also hoffentlich nicht versagen. Ich wollte auch nicht wünschen, daß der Herr van Swieten[4]) hierbey Gelegenheit nehmen sollte, an seine Prophezeyung zu denken. Wegen der Nachsendung des noch nöthigen Reisegeldes[5]) aufs erste Jahr, zumal da ich über England gehe, habe ich an den Hn. Prof. Hollmann geschrieben, von welchem ich es im Haag, durch des Hn. Rath Königs Einschluß ohnfehlbar erwarte ......

N° 33. (Hamburg, den 28. Mai 1753 an Prof. Hollmann.) ...... Ew. Hochedelgeb. gestunden mir neulich, daß es nöthig wäre, mir noch Geld nachzuschicken.[6]) Desto gewisser hoffe ich also, daß ich wenigstens 200 Thl. in Holland finden, oder doch mit der ersten Post durch Hn. Königs Einschluß bekommen werde. Der Weg über England erfordert es nothwendig .... Ich bin auf dem Sprunge abzureisen .....[7]) (Schluß folgt.)

unter Umständen auch mehr — verschaffen; vgl. Sonntagsbeilage Nr. 14 der Vossischen Zeitung vom Jahre 1902 „Lessing und Naumann".

[1]) Haller ward Rathhausammann in Bern (Hirzels Haller S. CCCXIX; „janitor des Raths" ebenda S. CCCXXIII).

[2]) Vgl. Briefe Nr. 32 und 35.

[3]) Vgl. Briefe Nr. 30, 31 und 35, ferner Göttinger Anzeigen auf das Jahr 1753, S. 884; auf das Jahr 1754, S. 877.

[4]) Vgl. Briefe Nr. 12, 13, 14 und 41.

[5]) Vgl. Briefe Nr. 24, 30, 31, 33, 34, 35, 36, 38.

[6]) Vgl. Brief Nr. 34.

[7]) Vgl. Briefe Nr. 30 und 31. In Mylius' Tagebuche heißt es: „Den 29sten Vormittags fuhr ich mit dem Hrn. von Hagedorn und dem Hrn. [Secretär] Dreyer zu Wasser nach Harvstehude und so wieder herein. Nachmittags fuhr ich zu Wagen mit eben dieser Gesellschaft zum Dammthor heraus auf das drey Viertelmeilen im Dänisch-Holsteinischen gelegene Dorf Stelling. Der Wirth in dem Wirthshause, Namens Reichwald ist ein sehr lustiger

Zur Günderode.

Von Reinhold Steig in Berlin.

1896 habe ich im Euphorion (3, 480) darauf hingewiesen, daß Karl Schwartz 1867 (bei Ersch und Gruber I, 97, 167) einen Artikel über die Günderode erwähnt, der nach von Schindels Deutschen Schriftstellerinnen (1, 177) in der Stettiner Sonntagszeitung 1808, Nr. 15 gestanden haben soll, und den ich dann auch in Friedrich Raßmanns poetischem Taschenbuche Mimigardia 1810, S. 70 zitiert fand. Schwartz hatte sich seinerzeit gewissenhaft um Beschaffung des Blattes bemüht, ein Stettiner Herr schrieb ihm aber zurück: „Ich habe sorgfältige Nachforschungen über das mir völlig unbekannte Stettiner Sonntagsblatt von 1808 angestellt, finde es aber nirgends, nicht in der historischen Gesellschafts-, nicht einmal in der Regierungs-Bibliothek. Aeltere Leute erinnern sich allerdings jener Sonntagszeitung, fügen aber hinzu, sie sei ein obscures Blatt gewesen, das eine geringe Verbreitung gefunden und schwerlich noch irgendwo aufzufinden sein würde. Ich glaube das um so mehr, da ich höre, daß es nur sehr kurze Zeit bestanden, und da es in die unglückliche Zeit fällt, wo Stettin unter französischer Occupation stand, und die Neigung zum Sammeln solcher Zeitblätter wol wenig vorhanden war." So blieb Schwartz zuletzt nichts übrig, als zu erklären: „Von Allem, was über die Dichterin geschrieben wurde, ist dieser Artikel das Einzige, von welchem Einsicht zu nehmen uns nicht gelungen ist." Auch ich muß bekennen, daß alle meine damaligen und später fortgesetzten Nachfragen völlig ergebnislos gewesen sind.

Als ich aber im Frühjahr 1903 ein paar Tage in Königsberg in Preußen weilte, fiel mir auf der dortigen Königl. Universitäts-

---

Mann. Er ist ein vollkommener Schäferdonquischott. Er, seine Frau und seine Kinder gehen alle im Schäferhabit und lassen sich mit Schäfernamen nennen, er heißt z. E. Corydon, läßt sich auch sonst Sylvan nennen, er hat viel Hunde, einen Affen, allerley Vögel und alles ist bey ihm angenehm, obgleich etwas närrisch angelegt. Ueberall sieht man bey ihm Schäferstäbe, und am Eingange ist sein Symbolum: Sola bona, quae honesta angeschrieben. Er ist ein Polacke und ehemals Jesuit gewesen, redet auch perfect Jesuiterlatein. Der Pastor Neumeister besucht ihn zuweilen, ob er gleich zuweilen auch einen Hurenwirth vorstellen soll.

Den 30sten Nachmittags gieng ich mit eben denselben zum Teichthore an der Elbe heraus in Brands Hof auf den Teich. Von da thaten wir eine Lustfahrt auf der angenehmen Bil über eine Viertelmeile weit." (Vgl. Bernoulli a. a. O. Band 5, S. 171 f.) Mylius' Tagebuch weiß von mehr „Lustfahrten" mit dem Herrn von Hagedorn, „welcher ein rechtschaffener Mann, einen Menschenfreund und lustiger Compagnon ist," zu erzählen. Am 2. Juni verließ Mylius Hamburg.

bibliothek ein vollständiges schönes Exemplar der Stettiner Sonntagszeitung in die Hand. Es war kein großes Verdienst dabei und kostete nur eine Nachfrage; denn ich hatte nicht lange vorher Paul Czygans wichtige lokalhistorische Arbeiten über Königsberger geistiges Leben früherer Zeiten gelesen, und darin einen Hinweis auf die Sonntagszeitung gefunden. Der genaue Titel des Blattes ist: „Sonntagszeitung. Ein Leseblatt für alle Stände des gebildeten Publikums. Stettin bei Johann Samuel Leich, Leipzig bei Friedrich Bruder." Das Blatt hat keineswegs ein obskures Aussehen, sondern ist mit guten Typen in schönem Quartformat gedruckt. Es begann mit dem 3. Januar 1808, mußte aber bereits mit Nr. 26, vom 26. Juni 1808, wegen nicht vorsichtig genug verhüllter preußisch-patriotischer Gesinnung, sein Erscheinen einstellen. Stettin befand sich, seit seiner Einnahme 1806, noch unter französischer Verwaltung, und der Sitz der preußischen Regierung war während der Zeit nach Stargard in Pommern verlegt worden. Die hauptsächlichsten Artikel sind von Stettinern, Stargardern, Königsbergern geschrieben; aber auch aus Münster von Friedrich Raßmann, aus Cassel von ungenannter Seite und aus Frankfurt a. M. bezog die Sonntagszeitung Beiträge. Der so lange vergeblich gesuchte Artikel über die Günderode findet sich in Nr. 15 vom 10. April 1808, auf Spalte 235 und 236, und lautet:

Karoline von Günderode.

Jeder Teutsche, dem Kunst und Wissenschaft nicht fremd ist, sollte wohl Karoline von Günderode, ohnstreitig Teutschlands erste Dichterin kennen, die unter dem Namen Tian uns seit einigen Jahren mit Gesängen beschenkte, die durch ihre reine Genialität, Tiefe der Empfindung, Gluth der Phantasie, und gediegene Kraft, ihr mit Recht den Namen der Teutschen Sapho errangen; wenigen aber, außer ihrer Vaterstadt, (Frankfurth am Mayn) ist das unglückliche Ende dieses holden Wesens bekannt, das Saphos Schicksalen ähnelt.

Karoline war ein großes, reizendes Mädchen, von schwarzen Haaren, blauen Augen, geistvoller Physiognomie. Ihr ganzes Seyn und Wesen athmete Liebe. Auf eine frühere getrennte Verbindung, folgte eine zweite, deren gewaltsame Trennung sie ins Grab stürzte.

Bey dieser hohen Geistesbildung, bey dieser reichen Phantasie, bey dieser Fülle der Empfindung, mußte gränzenloses Sehnen nach dem Glück reiner Liebe, das sie so schön besang, sie allmächtig beherrschen. Verhältnisse hielten ihre Verbindung mit ihrem würdigen Geliebten auf. Sie zog sich zu einer freundlichen Familie zurück, die ein Landgut unfern des Rheins besaß. Hier fiel ihr zufällig ein Brief in die Hand, der die Unmöglichkeit der Verbindung mit ihrem Geliebten verkündete.

Sie war damals 28 Jahre alt; alle Aussicht auf das höchste, auf das einzige Glück des Daseyns für das sie Sinn hatte, schien ihr verschlossen. Das wahre, poetische Leben lag hinter ihr. Sie steckte einen Dolch zu sich, und wandelte an das Ufer des Rheins. Hier drückte sie ihn in die Brust, in einer Stellung die verrieth, daß sie rücklings in den Strom zu stürzen, und von ihm fortgerissen zu werden beabsichtete (!).

Doch sie blieb am Ufer liegen, und am andern Morgen fand ein Landmann ihre Leiche.

Wer wird dem Andenken dieses edlen, genialischen Wesens eine Thräne versagen? Wer unter solchen Umständen, bey einer so gespannten Phantasie, bey solchen Leiden, selbst über die Todesart der Unglücklichen zürnen können? Wer, der ihr Grab besucht, nicht eine Blume darauf fallen lassen?

Heilig sey jedem Empfindenden ihre Asche! —

J. S—n.

Sehr flüssig und geschickt ist der Artikel nicht geschrieben, auch muß man sich billig wundern, wie der Verfasser für eine intime Frankfurter Angelegenheit, die schon zwei Jahre alt war, soviel Interesse in Norddeutschland voraussetzen konnte, daß er sie in die Stettiner Sonntagszeitung 1808 noch meldete. Indessen, sie steht einmal da und zeigt durch ihren sachlichen Inhalt, daß der Einsender zu den Eingeweihten gehörte. Wiewohl er absichtlich keine Namen nennt, sind sie für uns heute doch leicht zu ergänzen. Die frühere getrennte Verbindung mag auf Savigny deuten. Bemerkenswert für die Stellung und Gesinnung des Verfassers ist, daß von Creuzer nicht anders als würdevoll gesprochen und kein leichtfertiger Tadel auf ihn geworfen wird. Den unseligen Brief erhielt die Günderode in Winkel, auf dem Landgute des Frankfurter Kaufmanns Mertens. Die Altersangabe ist freilich irrig, die Günderode war bei ihrem Tode zwei Jahre jünger.

Man darf annehmen, daß der Verfasser die Günderode von Angesicht gekannt hatte. Seine Schilderung ihrer äußeren Erscheinung, daß sie ein großes, reizendes Mädchen von schwarzen Haaren, blauen Augen, geistvoller Physiognomie gewesen sei, findet auch anderweitige Bestätigung. Bettina sagt von ihr aus: „sie hatte braunes Haar, aber blaue Augen . . ihr Wuchs war hoch." Die kleine Differenz wegen der Farbe des Haares fällt kaum ins Gewicht.

Da nun, wie erwähnt, der rührige Literat Raßmann, ein Dichter mäßigsten Ranges, Mitarbeiter der Sonntagszeitung war, so sehen wir den Weg, auf dem der Frankfurter Aufsatz über die Günderode ihm zu Gesichte kommen mußte. Anderseits war Raßmann Mitarbeiter an Schindels Deutschen Schriftstellerinnen, so daß das Zitat der Sonntagszeitung hier und in der Mimigardia möglicherweise auf ihn als den einen Urheber zurückgeht. Was ich nun seinerzeit im Euphorion nur vermutungsweise aussprechen konnte, daß wohl Raßmanns Gedicht „Tian" in der Mimigardia 1810 den Artikel der Stettiner Sonntagszeitung zur Grundlage haben möchte, bestätigt sich jetzt, wo der Artikel uns vorliegt, auf willkommene Weise. Raßmanns Gedicht steht in der Mimigardia S. 70:

Tian.

Aehnlich Lesbos feuriger Dichtermännin,
Durch des Lieds Glut, liebenden Herzens Ohnmacht,
Wie zuletzt durch tragischen Fall, o Tian!
Wehre dem Fremdling

Nicht, der voll Theilnahme dir setzt den Denkstein. —
Ach! Vulkan' im Busen zu lösen, Jungfrau'
Phantasieandrang zu verriegeln, ward dir
Nicht zur Naturgift.

Liebe, stark, gleich ehernen Pforten Machtguß,
Hielt beherrscht dein Innerstes: Einer, beispiel-
Los, geformt im tiefen Gemüth zum Abgott,
Maß dir das Weltall.

Aber Graunbotschaft, die ein Brief herbeistürmt':
„Nimmer darfst du siegeln mit ihm den Ehbund!“
Schuf zum Beinhaus, Bräutliche! dir das Erdthal,
Lust in Geripp' um.

Und bereit, Schlachtopfer zu bluten, steckst du
Ein den Dolch, und wallest zu Rhenus Weinport;
Funkelnd, holdanlockend der Traube Wuchs ragt
Hinter dem Blattschirm.

Aber Selbstmord mundet, der süß're Weinstock.
Wogenchortanz feiert die That und Schaumspiel.
„Scharfer Dolch! triff! ende!“ — Sie sinket. — Najas!
Bette den Leichnam!

Raßmann.

Daß der Frankfurt-Stettiner Artikel die alleinige Quelle für das Gedicht ist, leuchtet ein. Der Hinweis auf die Günderode als auf eine Dichterin, die der Sappho ähnele, auch in ihrem unglücklichen Ende, bestimmte Raßmann, für sein Gedicht die (horazisch-) sapphische Strophe zu wählen. Wie gewaltsam gesteigerte Ausdrücke er sonst auch anwenden möge, so fußt er doch auch in diesen allein auf den Angaben des Stettiner Artikels. Als Quelle für die Günderode tritt Raßmann mit seinem Gedicht nun völlig zurück und läßt dem Frankfurter Anonymus den Vorrang.

Wer kann dieser mit „J. S—n.“ zeichnende Anonymus gewesen sein? Wir wissen, daß 1862 im Frankfurter Conversationsblatt der Senator Schulin zu Frankfurt, der der Creuzerschen Familie nahestand, und der sich selbst „eigener aus bester Quelle entsprungener Kenntniß der erwähnten Verhältnisse“ rühmt, einen Artikel zu Gunsten Friedrich Creuzers veröffentlicht hat (vgl. Euphorion 2, 840). Nun paßt der Name „Schulin“ sehr gut in die gegebene Form „S—n“. Indessen dieser Senator Schulin, der die Vornamen Philipp Friedrich führte, kommt für den Artikel von 1808 nicht in Betracht,

da er erst 1800 geboren wurde und 1874 starb. Dagegen existierten — nach Otto Heuers sachkundigen Angaben — 1808 zwei Schulins in Frankfurt, die beide Vornamen mit J. hatten, und zwar J. P. Schulin, seit 1790 Leiningischer ꝛc. Rat, und der Advokat Dr. jur. Johann Friedrich Gabriel Schulin, Goethes Sachwalter in seinen Frankfurter Bürgerrechtsangelegenheiten. Ich würde an den Advokaten Johann Schulin als Verfasser denken, der vielleicht mit der Ordnung der Günderodischen Nachlaßverhältnisse betraut war, und in amtlicher Eigenschaft tieferen Einblick in die Vorgeschichte der Tat nehmen konnte. Mehr als eine Möglichkeit ist das freilich nicht.

Wenn die Vermutung zutrifft, daß J(ohann) S(chuli)n den Artikel der Stettiner Sonntagszeitung geschrieben hat, so ergäbe sich das schöne Resultat, daß eine angesehene Frankfurter Familie in zwei Generationen treulich für Creuzer und die Günderode eingetreten ist.

Görres' Stil und seine Ideenwelt.

Von Oskar F. Walzel in Bern.

Am Ende seines vortrefflichen Buches über Görres bekennt Franz Schultz,[1]) im Laufe der Arbeit mehr und mehr zur Überzeugung gekommen zu sein, daß eine kritische Untersuchung seines Stils allein zur völligen Erschließung von Görres' historischer Erscheinung führen könne. Jeder aufmerksame Leser der Monographie gelangt gewiß zu gleichem Resultate. Die „außergewöhnliche, mit Recht berufene sprachliche Form, in die Görres' oft sich wiederholende und zwischen wenigen Ruhepunkten hin- und herpendelnde Gedanken gekleidet waren", zu charakterisieren, hat Schultz, wie er selbst bekennt, schon manches gesammelt. Er begnügt sich aber vorläufig, in großen Zügen das Programm einer Untersuchung von Görres' Stil zu geben, dessen Ausführung er uns hoffentlich bald schenkt. Was ich im folgenden vorlege, soll dieser künftigen Arbeit nicht vorgreifen. Ein paar bezeichnende Fälle habe ich aus der reichen Fülle der stilistischen Eigenheiten von Görres herausgegriffen und sie zu deuten versucht; nicht nur um einige Steine zu dem geplanten Baue zu liefern, vielmehr um zu zeigen, wie eng bei Görres stilistische Formung und ideeller Gehalt verknüpft sind. Einige Ideengänge, die

---

[1]) Josef Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik. Berlin 1902 (Palaestra, Heft XII), S. 220 f. Vgl. Göttinger Gelehrte Anzeigen 1903, Nr. 12, S. 953 ff.

Görres mit der Romantik und mit ihrer Philosophie verbinden, eröffneten sich mir da, Ideengänge, deren Schultz nicht gedenkt; und so ist denn die folgende Skizze zugleich ein bescheidener Versuch, Schultz' reiche Nachweise ein wenig zu ergänzen. Sie ist bloß Skizze und will weder nach der ideellen noch nach der formalen Seite Erschöpfendes bieten.

Selbstverständlich erblickt auch Schultz in Görres' Metaphern die eigenste Note seines Stils. Den Höhepunkt der Untersuchung dieses Stils sucht er in einer „eingehenden nachempfindenden und ringsum vergleichenden Studie über die Bildlichkeit". Geheime Sympathie mit orientalischem Geiste möchte er da annehmen. Bloßzulegen aber wären die „psychologischen Wurzeln dieser malerischen Fähigkeit", „die Anschauungskreise abzugrenzen, die Ursprünge dieser Bilder aus Natur, Leben, Geschichte, Kunst, Religion und Mythologie herzuleiten und die mannigfachen literarischen Quellen zu erschöpfen" (S. 222 f.). Natürlich will ich hier dieses schwierige Programm nicht erfüllen, nur anknüpfend an einige Äußerungen der Monographie Fingerzeige geben.

Schon gelegentlich der Aufsätze der „Aurora" fällt (S. 22) ein Licht auf Görres' Bildlichkeit. Antikes und Modernes wird da von Görres gegenübergestellt „wie in der Geschichte der Erde die Periode der Bildung der Urgebirge zu der der Flötzgebirge": „Diese durch und durch kompacten und homogenen, durch eine ruhige Crystallisation gebildeten Granitgebirge, dieses Riesenvolk, das, um die Erde gelagert, mit seinen Armen sie umfaßt und zusammenhält und alle späteren Formationen trägt und entstehen sah, ist es nicht das Bild des Alterthums, wo auch alle Kraft, im engen Kreise zusammengehalten, einfache aber colossale Bildungen schuf? Die Flötzzeit hingegen mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit von Formationen, in die eine freier wirksame aber dafür weniger intensive Kraft sich ergoß, mit ihren Fossilienlagern und Conchylienbänken ..., zeigt sie nicht unser Jahrhundert mit allem seinem wilden Leben und Treiben gleichsam versteinert und gestanden unserem äußeren Sinne?" Wie hier ein Vergleich aus geologischem Gebiete, dient an anderer Stelle gleichem Zwecke eine Gegenüberstellung antiker und moderner Gewandung.[1]) Beide Vergleiche hebt Schultz hervor. Ferner: Die

[1]) Vgl. Charakteristiken und Kritiken von Josef Görres aus den Jahren 1804 und 1805. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. F. Schultz (2. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1900). Köln 1900, S. 13. 26. Ich zitiere diese Sammlung fortan als „Charakteristiken und Kritiken" Band 1; Band 2 erschien ebenda 1902 als 3. Vereinsschrift für 1902 unter dem Titel: Charakteristiken und Kritiken von J. Görres. Herausgegeben von Dr. F. Schultz. Zweite Folge. — Vor- und Nachwort zu den Teutschen Volksbüchern führe ich, wegen der bequemen

Träume und Visionen in „Ofterdingen", die „in Träumen zerfließende Phantastik" Sophie Bernhardis möchte Schultz (S. 38) zu Anregern von Görres' „transscendenter, reger Einbildungskraft" machen. Die „Widmung" der „Volksbücher" mit ihrer „aus naturphilosophischer Anschauung fließenden dichterischen Beseelung toter Naturgegenstände" wird (S. 90) mit Dichtungen der Art von Tiecks „Runenberg" zusammengehalten. „Mystische, naturphilosophische Gleichnisse" werden im Aufsatze über Siegfried festgestellt (S. 160), Nachwirkungen der Naturphilosophie und pythagoräischer Anschauungen in den Zahlenkonstruktionen der Anzeige von Jakob Grimms „Meistergesang" (S. 138). Die „naturphilosophisch-metaphysische und religiöse Kunstanschauung, von der Runge ausgegangen war", ist auch Görres' Eigentum (S. 207) und beeinflußt den Stil seiner Rezension von Runges „Tageszeiten". Und da Schultz seinen Helden „mit seinen Denk-, Anschauungs- und Stilformen" so „fest im naturphilosophischen Boden verankert" erblickt, fühlt er sich zu der Frage gedrängt: „Wer schildert uns einmal im Detail, wie die Naturphilosophie bis in die feinsten Verästelungen der Geisteswissenschaften und der schriftstellerischen Produktion einzudringen vermocht hat?" (S. 135). Naturphilosophische Verlebendigung stellt sich auch ein, wenn W. Grimm — wie Schultz (S. 170 Anmerkung 1) nachweist — Görres' Stil parodiert.

So ergeben Schultz' Beobachtungen, daß für unsere Zwecke in erster Linie die Naturphilosophie in Betracht kommt. Gewiß war sie eine der reichsten Quellen romantischer Bildlichkeit. Unwillkürlich muß ich der (vielleicht etwas zu einseitigen) Worte gedenken, die Schönbach jüngst niedergeschrieben hat (Über Lesen und Bildung. 6. Auflage, 1900. S. 243 f.), daß die Naturphilosophie „eigentlich nur ein Versuch war, die Natur poetisch zu stilisieren, ihre Erscheinungen und Erzeugnisse in Reihen zu ordnen, welche bloß durch äußere Ähnlichkeit bestimmt wurden, und bei denen der Begriff der Entwicklung ganz aus dem Spiel blieb". „Eine weitschweifende Symbolik, die nicht allein Zeichen für das Wirkliche, Bilder für Abstraktionen setzen wollte, sondern auch das Unverstandene verständlich machen mußte," sei da erstanden. Wie begreiflich, daß ein metaphorisch gewendeter Geist, wie Görres, hier eine reiche Fundgrube fand, die zugleich seinem Hange zum Tiefsinn zugute kam!

Daß indes seine Bildlichkeit auch anderen Quellen entströme, läßt Schultz nur an einer Stelle erraten: Gutzkow, teilt er (S. 173)

Zeilenzählung, nach M. Kochs Neudruck (Kürschners Deutsche National-Literatur 146, 1, 1—46) an, den Aufsatz über Siegfried nach Pfaffs Neudruck der „Zeitung für Einsiedler" (Freiburg i. B. und Tübingen 1883).

mit, stelle in seiner Schrift „Die rothe Mütze und die Kapuze" 1838 fest, daß die nordische Mythologie und die Heldensage allmählich aufgehört hätten, der Görresischen Phantasie Bilder und Allegorien zu liefern. Neben der Naturphilosophie war also schon den Zeitgenossen von Görres eine zweite Fundgrube seiner Metaphern geläufig!

Die romantische Naturphilosophie steht wie jede idealistische Philosophie auf dem Standpunkte, die uns umgebende Sinnenwelt sei eine Scheinwelt, hinter der die wahre verborgen liegt. Mögen sie auch im einzelnen voneinander abweichen, die Schelling und Steffens, die Fr. Schlegel und Novalis erkennen gemeinsam der Sinnenwelt nur eine symbolische Bedeutung zu: das Symbol zu erläutern ist der „Physiker", der „Denker und Seher", der „im Geist erhellte Naturphilosoph" berufen. Er tut es, indem er die Natur zum Geist macht, dem Weltall die Eigenheiten des Menschen leiht. Verlebendigung der Natur, Gleichsetzung von Natur und Menschengeist ist das Mittel, ins Innere der Natur zu dringen. Physisches wird geistig, aber auch Geistiges wird physisch gedeutet. Der romantische Mystiker spricht von Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen, aber er nennt auch das Denken eine Muskelbewegung, das Weib das Oxygen im Verhältnis der Geschlechter. Nicht mehr oder minder glückliche Metaphern sollen diese Wendungen sein, sondern sie sollen über die Welt der Erscheinungen weg in eine zweite geheimnisvolle Welt Einblicke gewähren.[1])

Görres, der als romantischer Naturhistoriker beginnt, meint gewiß nicht bloß in Gleichnissen zu reden, sondern positive Erkenntniswerte zu schaffen, wenn er die Proportion aufstellt: Antik: modern = Urgebirg: Flötzgebirg. Gerade die ausführliche Ausmalung des Bildes beweist, daß er ein Entwicklungsgesetz gefunden zu haben glaubt, das für das Geistige wie für die Natur gilt, wenn er die geologische Abfolge der geistesgeschichtlichen an die Seite stellt.

Allerdings sind die romantischen Naturphilosophen sich bewußt, daß der Dichter längst schon in gleichen Analogien von Geist und Natur sich bewegt hat. Ebendeshalb setzen sie den Dichtprozeß auf eine Höhe mit dem Prozeß der Naturerkenntnis; der romantische Dichter aber schreitet über seine Vorgänger hinaus, indem er nicht mehr bloß mit Metaphern spielen, sondern im Metaphorischen ein naturphilosophisch begründetes Bild der wahren, absoluten, objektiven

[1]) Über die romantischen Stileigenheiten überhaupt, dann über ihre naturphilosophische Voraussetzung belehrt man sich am besten aus Hermann Petrichs „Drei Kapiteln vom romantischen Stil" (Leipzig 1878) und aus A. Hubers „Studien zu Novalis" (Euphorion, Ergänzungsheft 4 von 1899, S. 90 ff.). Hier sei ein für allemal auf beide Arbeiten verwiesen.

Welt geben will. So tritt die Welt des Dichters als wahre der unwahren Erscheinungswelt gegenüber. Ganz im Sinne dieser Theorie erklärt Görres: „Gemeinhin wird in dem gewöhnlichen Leben allein die Wahrheit, in der Poesie nur Schein und schöner Trug gesucht; gerade umgekehrt erscheint uns die gute Poesie untrüglich, der gemeine Verlauf der Dinge aber das große Haus der Lüge und der Täuschung" (Charakteristiken und Kritiken 2, 56).

Görres selbst aber liefert in seinen aus der Natur geholten Metaphern eine bemerkenswerte Synthese von dichterischer Phantasie und naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Nicht sobald dürfte ein zweiter Dichter über gleiche naturwissenschaftliche Schulung gebieten, nicht sobald ein zweiter Naturhistoriker gleiche Fähigkeit dichterischer Anschauung bewähren. Zunächst entstammt seine Bildlichkeit dem Lieblingsgebiet romantischer praktischer Betätigung, dem Berg- und Hüttenwesen. Ich lege zwei Beispiele aus den „Teutschen Volksbüchern" vor:

1) „Nachdem wir einen inwendigen Geist in allen Ständen wohnend, und gleich einem schlackenlosen Metallkönig durch alle Verunreinigung von Zeit und Gelegenheit durchblickend anerkannt . . ." (11, 8—11). Metallkönig heißt der durch Schmelzen im Tiegel sich bildende reine Metallklumpen; er erscheint bei Paracelsus, aber schon bei Mathesius und noch in Schillers Briefen des Julius an Raphael. Selbstverständlich ist an die metallenen Könige in Goethes Märchen von der grünen Schlange nicht zu denken.

2) „Es war ein metallenes Geschlecht, und das Metall im Menschen wurde in ihm durch Feuers Macht zum reinen Silberblick geläutert, und die Schlacken zogen sich in die Knochenasche des Gemeinen und des Irdischen nieder" (28, 5—8). Silberblick: im Hüttenwerk beim Silberläutern, der Trennung des Silbers vom Blei, der nach der Oxydierung des meisten Bleis mit dem Verschwinden des gebildeten feinen Häutchens von Bleioxyd hervorbrechende kurze eigenartige Schimmer des in Fluß befindlichen Silbers, womit die Treibarbeit beendet ist; bei Brentano 8, 123 ausführlich gedeutet, von Schiller und Thümmel zu Metaphern verwertet, bei Jean Paul schon dem bergmännischen Wesen entfremdet.

Im ersten Falle nur ein auch von anderen Dichtern gebrauchter Terminus, im zweiten ein Bild, dem Hüttenwesen entlehnt, das bis in die feineren Züge des Naturvorganges die Analogie des Geistigen verfolgt. Nicht umsonst ist ja hier von Knochenasche die Rede. Der Herd des Flammofens beim Abtreibeprozeß muß porös sein, wird also aus Kalkmergel oder ausgelaugter Asche hergestellt; die Schlacken des geläuterten Metalls „ziehen sich" wirklich in die poröse Unterlage nieder.

Der mineralogisch geschulte Naturphilosoph holt sich ein andermal eine Parallele geistiger und physischer Prozesse aus der Kristallisationslehre: Antike Konzentration verhält sich zum Unendlichkeitsbewußtsein der modernen Weltanschauung wie Kristall zu kristallisierbarer, aber nicht kristallisierter Masse. Wenn dann dem

Magnet die Möglichkeit zuerkannt wird, diese kristallisierbare Masse kristallisieren zu machen, so liegt hier eine Vorstellung der romantischen Naturwissenschaft vor. Schelling nämlich faßt den Magnetismus nicht bloß im Sinne der geläufigen physischen Erscheinung, sondern als „allgemeine Bestimmung und Kategorie der Materie". Magnetismus ist ihm „der allgemeine Akt der Beseelung, Einpflanzung der Einheit in die Vielheit, des Begriffs in die Differenz ... die allgemeine Form der relativen Einbildung der Einheit in die Vielheit, ist die Linie, die reine Länge, der Magnetismus ist daher Bestimmendes der reinen Länge, und da diese am Körper sich durch absolute Kohäsion äußert, der absoluten Kohäsion" („Ideen zu einer Philosophie der Natur". 2. Auflage. 1803 = Sämtliche Werke I 2, 164 f.). Magnetismus in diesem höheren Sinne ist auch den „sogenannten unmagnetischen Substanzen" eigen. Soweit Schelling! Dieser Magnetismus kann folgerichtig auch als Ursache der Kristallisation gefaßt werden, da Kristallisation „Einpflanzung der Einheit in die Vielheit" ist. Ich zitiere die auf solchen Gedankengängen ruhende Stelle von Görres:

3) „... eine herrliche Zeit, diese griechische ...; sie mußte Treffliches wohl bilden, und das Trefflichste im engsten Kreise konzentriert mußte klassisch werden. Diese Konzentrierung war nicht in der neuen Zeit, dagegen trat das Unendliche ein in sie, und mit dem Übergang ins Geisterreich konnte nun physische Geschlossenheit nicht mehr bestehen; im Übersinnlichen sind nicht begrenzte, scharf geschnittene Krystalle, aber es ist unendliche Krystallisierbarkeit, ein schwebend Formenreich, das nur mehr Magnet bedarf, um anzuschießen in die einzelne besondere Gestalt" (41, 33—42, 5).

Vier weitere Belege sollen Görres' Bildlichkeit im Gebiete der elektrischen Lufterscheinungen zeigen. Auch sie sind den „Teutschen Volksbüchern" entnommen; nur beiläufig sei auf die Bedeutung hingewiesen, die der Elektrizität in Schellings Philosophie zukommt:

4) „... und wie Wetterleuchten schlug ... durch das alles der mutwillige, kecke Scherz hindurch" (38, 20 f.).

5) „... alle Lanzen im elektrischen Lichte des Enthusiasmus flammend" (29, 19).

6) „... die Liebe schlug wie Himmelsblitz aus der Höhe in die Tiefe nieder, und zog sich wie ein Erdenblitz aus den Tiefen funkelnd, sprühend, schimmernd an den erhabnen Gegenständen hinauf" (32, 23—26).

7) „Tief im Norden aber, wo der Himmelsdrache den Scheitel eng umkreist, war der dunkle Bogen aufgestiegen, und es schossen da und dort Blitzlichter heraus, und die Dunkelheit sog sie wieder ein und sandte neue stärkere hervor; und die Lichtsäulen stiegen an den Sternen auf; und eng durchwebte mit den Strahlenschüssen sich der Himmel, und die fahrenden Lichter zischten, und Geister sausten, und ein unerklärbar Getöne zog durch die Lüfte, wie Pfeilgeprassel und Helmgeklirr, und es öffnete sich der mitternächtlich dunkle Bogen, und es stand im lichten Glanz ein neuer Götterhimmel" (34, 32—35, 2).

Das erste Beispiel (Nr. 4) bietet ein uns so geläufiges Bild, daß eine nähere Erläuterung nicht nötig ist, ja eine tiefere naturphilosophische Erfassung des Vorgangs kaum anzunehmen wäre. Auch Nr. 5, auf dem Phänomen der sogenannten Elmsfeuer aufgebaut, bietet wenig Bemerkenswertes. Auffallender und ungewöhnlicher ist Nr. 6, da nicht so sehr das allgemein verständliche Moment des Blitzes herangezogen, als vielmehr mit dem Gegensatze von Himmels- und Erdenblitz gearbeitet wird. Zugrunde liegt folgende naturhistorische Tatsache: im Phänomen des Blitzes gleicht sich die Spannung zwischen der Elektrizität der Luft und der Erde aus; gelegentlich ist da neben der vom Himmel zur Erde sich bewegenden Entladung eine entgegengesetzte, von der Erde zum Himmel gerichtete zu sehen, also neben dem „Himmelsblitz" ein „Erdenblitz". Der „Erdenblitz" ist aber am ehesten an „erhabenen Gegenständen", etwa an Blitzableitern zu beobachten.[1]) Weitaus das interessanteste Bild ist in Nr. 7 enthalten. Die Entstehung der nordischen Mythologie (auf sie ist das Bild gemünzt) wird metaphorisch im Bilde des Nordlichts dem Leser vorgestellt. Der „dunkle Bogen", die von ihm zum Himmel aufsteigenden „Lichtsäulen", die wie „Blitzlichter" in „Strahlenschüssen" emporschießen und scheinbar wieder eingesogen werden, sind jedem geläufig, der Nordlicht auch nur in graphischer Darstellung kennt; das „Zischen", das „unerklärbare Getön durch die Luft", wie „Pfeilgeprassel und Helmgeklirr", ist endlich das sogenannte Polarlichtgeräusch, mit dem die Physik der romantischen Zeit wohl bekannt war. Das von Goethe wie von Arnim vielbenutzte physikalische Wörterbuch von Gehler charakterisiert (3, 370) im Jahre 1798 dieses Geräusch, vergleicht es dem „Sausen eines entfernten Windes" und nennt Zeugen, die es beobachtet haben wollen. Erwähnt sei hier auch, daß Gehlers Auseinandersetzung der elektrischen Erklärung des Nordlichtes gedenkt (S. 375 ff.), während Görres' Bildlichkeit doch wohl ebenfalls auf einen elektrischen Charakter des Phänomens hindeutet.

Schon aus diesen ersten Belegen Görresischer Bildlichkeit erhellt, daß hier nicht ein eigentümlicher Zug romantischer Metaphern wiederkehrt: die Richtung vom Konkreten ins Abstrakte. Wie Klopstock schon, sind ja auch die Romantiker bemüht, dem konkreten Objekte ein abstraktes Analogon zur Seite zu stellen, nicht Abstraktes durch Vergleiche mit Konkretem zu erhellen. Nicht Verdeutlichung für den

---

[1]) Lord Mahon hatte in seinen Principles of electricity (Elmsly 1780) zuerst eine eindringlichere Erklärung dieses „Rückschlags" gegeben; in Lehrbüchern seiner Zeit konnte Görres leicht Auskunft finden über diese dem gewöhnlichen Wetterstrahle gleiche Explosion, die von der Erde aufwärts nach der Atmosphäre, insbesondere nach einer Wolke sich bewegt.

Verstand, sondern Wirkung aufs Gefühl ist ihre Absicht. In Klopstocks Dichtung stürzt ein Bote in eine Versammlung, wie ein schneller Gedanke in die Nacht melancholischen Grübelns; steht Messias vor Gericht, wie die göttliche Vorsehung als Angeklagte vor Freigeistern. Bei Tieck entschimmern Gestalten wie Gedanken, die der Schlaf wegfachte; heißt es ein andermal: „Wie ein melodischer Gesang, wie angeschlagene Harfensaiten sind diese Blüten, diese Blätter herausgequollen." Solche Verflüchtigung des bildlich Schaubaren ist bei Görres kaum festzustellen; er hat etwas vor Augen, wenn er seine Metaphern baut. Allein auch er verdeutlicht das Ungewöhnliche nicht durch Zusammenstellung mit dem Alltäglichen.

Dem, der nicht genug Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen, ist seine Absicht nicht. Er zieht das Außergewöhnliche heran, nicht nur um als Naturphilosoph tiefe, kaum zu ahnende Zusammenhänge anzudeuten, vielmehr um überhaupt als echter Romantiker Stimmung zu erwecken. Gewiß ist es ein dichterisch feiner Gedanke, die nordische Götterwelt mit dem Schimmer des Nordlichts zu umkleiden. Allein zugleich gibt Görres dem Leser durch solche Vergleiche Rätsel auf; echt romantischer Geistes- und Wissensaristrokrat, bleibt er dem Banausen unverständlich.

Nicht immer; die naturphilosophische Gleichung: „Geist gleich Natur" wird auch in allgemein und ohne besondere Vorkenntnisse faßbaren Antithesen dargelegt. Noch ein Beleg aus den „Teutschen Volksbüchern" sei zitiert:

8) „Wie Halm an Halm auf dem Felde in die Höhe steigt, wie Gräser sich an Gräser drängen, wie unter der Erde Wurzel mit Wurzel sich verflicht, und die Natur einsilbig aber unermüdet immer dasselbe dort, aber immer ein anderes sagt, so thut auch der Geist in diesen Werken" (7, 8—12).

Auf allgemeine Verständlichkeit, nicht nur für den Naturphilosophen berechnet, ist auch die folgende Stelle des Aufsatzes über den gehörnten Siegfried. Sturmvögel und Hohlgeschoß liefern das bildliche Material; von beiden wird nichts gesagt, was nicht jedermann geläufig ist. Die Stelle verdient indes besondere Beachtung, weil sie für die, Görres eigene, Potenzierung der Bildlichkeit charakteristisch ist. Zusammengestellt wird der Gang des geschichtlichen Lebens mit dem Treiben der Sturmvögel auf dem Meer und mit dem Zickzacklauf des explodierenden Hohlgeschosses. Jene sind in Gleichnisform (mit „wie" eingeleitet) angeführt; ohne Vergleichungspartikel wird dann das Leben selbst zur „Feuerkugel"; ein Bild spiegelt sich gewissermaßen in dem anderen:

9) „Wie Sturmvögel jetzt hoch über dem Meer schweben, und dann sich niedersenken und mit den Flügelspitzen den Rand der Wellen streifen, und die

weiße Brust im kühlen Erdblut baden, und wieder untertauchen und unter dem Wasser durchbrechend weiter eilen: so schießt das Leben gleichfals bald eine Feuerkugel durch die Lüfte durch; fährt dann nieder an die Erde, und furcht sie dorthin schlagend und wieder an den andern Ort, und wühlt sich dann weiter unter dem Boden durch, und wirft in hohen Hügeln die Erde auf, und hat niemal bleibende Stätte an einem Puncte" (Trösteinsamkeit ed. Pfaff S. 216).

Selbstverständlich fasse ich im zweiten Teile „schießt" intransitiv, das heißt ich würde, um allem Mißverständnisse aus dem Wege zu gehen, interpungieren: „so schießt das Leben gleichfalls bald, eine Feuerkugel, durch die Lüfte durch; fährt dann nieder" u. s. w. — Die Konstruktion kommt bei Görres sehr häufig vor.

Bilder zu häufen ist Görres' charakteristische Art. Noch kaum auffällig ist das rasche Nacheinander in folgendem Satze der „Teutschen Volksbücher". Es handelt sich um den Geist des Volkes, im Gegensatz zu dem des Pöbels:

10) „Das ist der herrliche Geist, der in den englischen Matrosen wohnt, nachdem man alle Bestialität in die Schlacken hineingetrieben, diese kräftige, energische, unermüdliche, brave Natur, die wie Damascenerstahl im Sturmesbraus gehärtet gegen den Ankampf aller Elemente federt, und stolz und wild und siegreich mit dem Meere ringt" (10, 23—28).

Noch hat das innere Auge des Lesers sich kaum mit dem Bilde der „in die Schlacken hineingetriebenen Bestialität" (es entstammt der Sphäre der Fälle Nr. 1—3) vertraut gemacht, so muß es schon wieder der Vergleichung mit dem federnden Damascenerstahl sich anpassen.

Eigentümlicher aber noch stellt sich die Potenzierung des Bildes in einer Periode des Aufsatzes über Siegfried dar:

11) „Da ist es denn klar, daß der Ursprung der nationellen Poesie zusammenfällt mit dem Ursprunge der Nation; wo ihre Geschichte aus der Naturgeschichte hervorgebrochen, da ist der Faden angeknüpft, und sie nehmen ihn durch alle Gänge ihrer Entwicklung mit: der Faden aber ist nicht gesponnen aus todter Faser, eine grünende Schlingpflanze umrankt er die Schreitenden, und umwindet sie schön und freudig anzusehen, wie mit grünen bunten Schlangen mit Laub und Blüten, und wächst immerfort wie das Leben weiter eilt, und welkt mit ihm und stirbt mit ihm" (Trösteinsamkeit ed. Pfaff S. 119).

Von einer zweiten und dritten Potenzierung des Bildlichen darf hier gesprochen werden. Zunächst wird das Bild vom Faden (Ariadnes) gebraucht, der, nicht gesponnen aus todter Faser, durch alle Gänge der Entwicklung mitgenommen wird. In zweiter Potenzierung wird dieser Faden zu einer Schlingpflanze, die die Schreitenden umrankt nnd umwindet. In dritter Potenzierung werden Laub und Blüten dieser Schlingpflanze mit grünen bunten Schlangen verglichen.

Noch merkwürdiger verschlingen sich die Bilder einmal in der Rezension des „Wunderhorns“:

12) „Wie im manichäischen Systeme die bösen Geister menschliche Leiber, schöne Jungfrauen bauen, und sie als Fallen hinstellen auf die Erde, damit die Seelen im Lichtreich sie erblicken sollen, und in Liebe zu den reizenden Gestalten entzündet zu ihnen niedersteigen, wo das lockende Fleisch dann über ihnen zusammenschlägt und an den irdischen Leib sie fesselt; so hat diese Zeit Verskünstler hervorgebracht, die in Worten die allerkünstlichsten Formen auszugießen wissen, schöne Gefäße werth das Köstlichste zu fassen, sie stellen sie dann hin, wie die Kinder die Schüsseln zu Weihnachten damit der Schutzengel mit der Bescheerung sie füllen möge, aber der ist karg und ungnädig, weil sie nicht zu beten wissen, und sonst kein Herz zu ihm haben. Die pfiffigsten Sprenkel wissen sie dem Geist zu legen, damit er sich in ihnen fangen möge, der aber zieht durch die Webe, wie eine feurige Erscheinung, und sie wundern sich groß, daß sie auch nie den Feuerdrachen in ihren Schlingen zappeln sehen“ (Charakteristiken und Kritiken. 2. Folge, S. 38).

Zunächst möchte ich da noch einmal auf Nr. 9 hinweisen, wo — wie wir sahen — zwei Bilder sich gegenübertreten und eine Art Spiegelwirkung ergeben (wie Sturmvögel ... so die Feuerkugel des Lebens ...). So spiegelt sich hier das Bild von den Verskünstlern, die in Worten die allerkünstlichsten Formen, Gefäße, das Köstlichste zu fassen, hinstellen, in der symbolischen Fiktion der Manichäer von den schönen Jungfraugestalten, mit denen böse Geister die Seele einzufangen und zu irdischem Leben zu fesseln wissen. Allein die Verskünstler fangen „das Köstlichste“, den Geist, nicht; und so werden sie neuerdings zweifach weiter verglichen: 1. mit den Kindern, denen der Schutzengel die zu Weihnachten hingestellten Schüsseln nicht füllt, weil sie nicht zu beten wissen; 2. mit dem Vogelsteller, der pfiffigste Sprenkel legt und dem der Feuerdrache durch die „Webe“ zieht, ohne sich in den Schlingen zu fangen.

Gegenüber solcher Bildverschränkung und Potenzierung zeigt ein älterer Aufsatz der „Aurora“ nur ein rastloses Nacheinander von Bildern. Das erste wird beiseite geschoben, um dem zweiten Platz zu machen, das zweite weicht dem dritten, dieses dem vierten:

13) „Wer sich in das Endliche verliert, dem ist die Endlichkeit zum Sarcophag geworden, er selber hat den ungeheuren Stein vor die Öffnung hingewälzt, und von innen sie versiegelt; trauernd sitzen seine befreundeten Genien auf dem Grabe, und harren der Auferstehung des Begrabenen. Sollen wir denn ewig ein mattes, welkes, bleiches Leben beim sparsamen Scheine des Grubenlichtes durchleben, und nicht einmal, wenigstens durch die Spalten, durch die ein höherer Schimmer in die Tiefe fällt, hinauf uns an die Oberfläche winden, und zu dem ewigen Feuer beten, das oben in der Höhe flammt? Beim Sternenlichte feiert ihre Mysterien die Natur, hat euer Gemüth und euer Geist denn keine Mysterien zu feiern? Wenn euer innerer Himmel schwarz und düster steht, und kein freundliches Gestirn von ihm hernieder blinkt, wollt ihr darum die hohen Sterne als Meteore in euern Dunstkreis ziehen, glaubt ihr trostlos ihren ewigen Glanz erloschen, wenn eure Nebel sie umziehen, und eine dunkle Wolkendecke den ganzen Horizont unterlaufen hat. In ruhigem

Gleichmuthe strahlen sie nieder auf die Schattenkugel, und beglänzen ihre Dunststreifen; selbst die Dämmerung, die die Tiefe matt erhellt, sie ist ihr Werk; was sterblich ist, wandelt in ihrem Lichte, und nimmer mag es ihnen sich entziehen, in seinem geringsten Theile muß es ihrer höheren Würde huldigen" (Charakteristiken und Kritiken 1, 80).

1. Grab, 2. Bergmannsleben, 3. Mysterienfeier, 4. Dunstkreis, den Sternenhimmel bedeckend — diese vier Bilder in schlichter Abfolge sollen den Menschen aus der engen Umgrenzung des Endlichen zur Betrachtung des Unendlichen aufrufen.

Solche in unaufhörlichem Wechsel aneinandergereihte Bilder, die ineinander übergreifen, sind indes nicht nur für Görres', vielmehr für den romantischen Stil überhaupt längst als charakteristisch erkannt. Fr. Schlegels Stanzen „An Heliodora" (Athenäum 1800, I, 1 ff.) scheinen mir ein glänzender Beleg für diese Vorliebe, besonders die Strophen 4 und 6:

Du warst mir Morgensonne, Heliodora!
Aus Deinem Lichte sog ich neue Gluth.
Du bist mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht,
Blüh' auf Du Wunderblume, Heliodora!
Zur ewgen Poesie hauch ewgen Muth!
Ich will nicht länger mit dem Schicksal rechten,
Zu schönem Kranz nun schöne Zweige flechten ...

Die schwangre Zukunft rauscht mit mächtgem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geistes tiefsten Spiegel! —
Da kämpf ich Werke bildend sonder Wanken,
Entreiße jeder Wissenschaft das Siegel,
Verkündge Freunden heilige Gedanken
Und stifte allen Künsten einen Tempel,
Ich selbst von ihrem Bund ein neu Exempel.

Selbstverständlich neigt so gehäufte Bildlichkeit zur Katachrese; und auch Görres ist dieser Gefahr nicht entgangen. Ich reihe Belege aneinander:

14) „Wir sahen eben wie das Element, welches das Volk zur Bildung hergegeben, jene uralte Sagenpoesie war, die wie ein leises Murmeln fortlief durch alle Geschlechter, bis der letzten eines sie zur vollen Sprache bildete; das parallel gegenüber eingreifende Moment in den Büchern aber ist der durchaus stammhafte, sinnlich kräftige, derbe, markierte Charakter, in dem sie gedacht und gedichtet sind, mit Holzstöcken und starken Lichtern und schwarzen Schatten abgedruckt, mit wenigen festen, groben, kecken Strichen viel und gut bezeichnend. So nur kann die Poesie dem Volke etwas sein, nur für den starken, derbanschlagenden Ton hat dieser grobgefaserte Boden Resonanz, und die starke Fiber kann dem tiefeinschneidenden nur ertönen" (18, 10—21).

Drei bildliche Momente, aus dem Gebiet der Sprache, der Ethik, der Instrumentalmusik; das zweite Bild wird durch die

Doppeldeutigkeit des Wortes Charakter (ethisch und typographisch) katachrestisch. Ähnlich sind folgende Fälle:

15) „... nur gerade das Schlechte mag durch den Zufall oben schwimmend eine Weile erhalten werden, muß aber notwendig auch über lang oder kurz von ihm zerrieben werden" (13, 2—5).

16) „Es ist daher ein anderer Hunger und ein anderer Durst, als jener bloß sinnliche, der hier sich im Volke regt; nicht nach körperlicher Speise sehnt er sich, damit er in Leibliches sie wandle, sondern nach dem höheren Geiste lüstert ihn, den der Genius ausgegossen aus seiner Schale in die rohe Materie, und der als ihre Seele sie sich nun zugestaltet hat" (13, 20—25).

17) „... im Volkslied, in dem die jugendliche Menschenstimme zuerst tierischem Gebelle entblüht, wie der Schmetterling der Chrysalide, in ungekünstelten Intonationen die Tonleiter auf- und niedersteigend freudig sich versuchte ..." (14, 11—14).

Eine unzweideutige Entgleisung, bedingt durch die gehäufte Bildlichkeit, ist der bunte Teppich des Lebens, der (wie der Farbenbogen auf der Regenwolke) von der Zeit vorwärts getrieben weiter eilt:

18) „Wie Windes Wehen, wie Kindes Lallen ist ihr [der fernsten Jahrhunderte] Reden, das Ohr horcht den wundersamen Klängen, aber dem inneren Sinne ist ihr Verständnis nur gegeben. So kreisen sie jenseits, die Gestalten der Vergangenheit, diesseits aber treiben wir selbst in der Gegenwart uns um, und dazwischen ist der bunte Teppich des Lebens ausgespannt, und eilt vorwärts von der Zeit getrieben, wie der Farbenbogen auf der Regenwolke, und kaum daß wir aufgeblickt, sind wir auch jenseits unter den schwebenden Gestalten, und ein anderes Geschlecht spielt außen im Sonnenscheine" (21, 14—23).

Noch ein Beleg unzweideutiger Katachrese sei angefügt:

19) „Wir schiffen an dem Strom hinauf, in dem die Völker sich ergießen; der eine Arm, der über den Norden zieht, führt nach Asien zum Caucasus hinüber, aber wir finden die Quelle nicht, denn die Wunde ist vernarbt, die Erde ist von ihr genesen" (Trösteinsamkeit ed. Pfaff S. 119).

Nimmer indes würde man der Bildkraft gerecht, wenn man sie bloß von ihrer formalen Seite nähme. Im Bilde des Nordlichts, sahen wir oben, zeichnet Görres die Schaffung der nordischen Mythologie (Nr. 7). Mit glücklicher Assoziationsgabe ist das Symbol der Welt entnommen, in der die nordische Mythe sich bewegt. Ein Hauptmoment romantischer Kunst, die Stimmung, findet durch solche Bindungen beste Förderung. Der Gefühlsmittelpunkt ist identisch geträumt, würde Heine sagen; diese Bildlichkeit hat etwas organisches. Nicht immer glückt Görres eine so feinabgestimmte Harmonie von Objekt und Symbol. Zuweilen (wie fast immer bei Jean Paul) sind Gegenstand und Bild auf unvereinbare Töne gestimmt. Aber wie fein kontrastiert Görres einmal in den „Teutschen Volksbüchern" ältere und neuere Volksdichtung im Bilde germanischen Urwaldes und heutigen wilden Forstes? Durch Görres' Worte weht es da

wie Märchenduft; das Bild selber ruft in uns die Stimmung der Volksdichtung wach:

20) „Nicht mehr des Ursen und des Bären unbändige Wildheit spricht daher aus diesen Büchern, wohl aber ein rascher, gesunder, frischer Geist, wie er das Reh durchs Dickicht treibt, und in den andern Tieren des Waldes lebt; es ist nichts Zahmes, Häusliches, Gepflegtes in ihnen, alles wie draußen im wilden Forst geworden, geboren im Eichenschatten, erzogen in Bergesklüften, frei und frank über die Höhen schweifend, und zutraulich von Zeit zu Zeit zu den Wohnungen des Volkes niederkommend, und von dem freien Leben draußen ihm Kunde bringend" (19, 20—29).

Aus verwandter Anschauungsart ist die von Stimmung überquellende Schilderung der Sage erwachsen, die den Aufsatz über „Siegfried" (Trösteinsamkeit S. 44 f.) eröffnet. Hier haben wir endlich einen typischen Fall für Görres' Vorliebe sich von der nordischen Mythologie und Heldensage Bilder liefern zu lassen; ich verweise auf die Beobachtung Gutzkows, die ich oben zitiert habe. Die „klugen Zwerge" sind natürlich — was ich vorausschicke — die modernen Menschen:

21) „Unter den klugen Zwergen, die endlich über die Riesen der Vorwelt durch Geistesmacht gesiegt, geht die Sage alter starker Zeit, selbst eine Hünenjungfrau, um, und erzählt Wunderdinge, und will führen zu dem Lande und dem Brunnen, wo die Adern der Erde, Metalladern und Wasseradern, zusammenfliessend die Starken hervorgebracht, die nach und nach heraufgestiegen; und wer ihr folgt, den bringt sie durch Jahrhunderte, wie durch tiefe dunkle Thäler durch, wo dem Reisenden alles fremder und immer fremder wird, grauer immer und undeutlicher und doch größer, bis zu dem großen Steinmeer hin, in dem die Wellen seit dem letzten Sturme nicht mehr schlagen, weil sie in heller rauher Winternacht auf immer gestanden sind. Bemooste Runenmale stehen die Felsen rund umher, seltsame Zeichen sind wie verloren ausgestreut, Schwerdter stehen im Steine wie in Scheiden, die keines Menschen Kraft herausziehen mag, Harnische vergraben unter den Wällen und Lanzensplitter, Roßhufe oben eingedrückt, Kampfkreise mit Granitblöcken bezeichnet, alte Heldengräber mit den Drachenknäulen, in der Mitte der Brunn, geschlossen und gesiegelt, und Geister sitzend, die ihn bewachen. Wo ist der Pilger angekommen, nach langer, dunkler Fahrt, wo viele Zeiten viele Berge sich hinter ihm geschlossen haben? Er steht auf altem gothischen Boden, die Zeit hat sich ein festes Schloß gebaut nach ihrer Weise, und einen Wald herumgepflanzt, und wie sie weitergezogen, hat sie das Haus mit allem Geräthe zurückgelassen und die Waldgeister haben es unter ihre Hut genommen, von dem Schloß im Meer, dem Brunnen und den Denkmälern geht immer noch halblaute Rede unter den Enkeln um. Auch Siegfrieds Rüstung ist in dem Schlosse aufgehängt und die der Nibelungen, Hagenes Lanzenstoß ist tief noch in der Mauer sichtbar, und zerschrotenes Gewaffen von der Blutrache liegt umher."

Der Weg des Sagenforschers aus der Gegenwart zurück in die Welt der Sage; diese Sagenwelt selbst, nicht mehr lebendig und wandlungsfähig, sondern zu einem Ganzen voll schwer deutbarer Rätsel erstarrt; dieses Ganze nicht mehr Eigentum der Menschen; nur unklare Nachklänge der alten Sage in der Gegenwart hie und

da ertönend: das ist ungefähr das gedankliche Substrat. Mit wundervoller Bildkraft schmückt Görres die Ideen; Motive germanischer Sage und germanischer Kultur versinnlichen auf Schritt und Tritt das Gedankliche: Siegfrieds Rüstung, Hagenes Lanzenstoß, Schwerter im Steine steckend; dann Runenmale, Heldengräber mit Drachenknäulen ... Dazwischen die romantische Vorstellung von der Geisteskälte, die frisches Leben erstarren macht. Wir werden ihr am Schlusse dieser Skizze nochmals begegnen.

Noch einen Schritt weiter geht Görres in der Anzeige von Runges „Tageszeiten"; schon oben gedachte ich des Hinweises von Schultz, der die Bedeutung des Aufsatzes für Görres' Stil betont, aber bei dieser Beobachtung stehen bleibt. Hier wird in Runges symbolische Darstellung von Nacht, Morgen, Mittag, Abend eine Geschichte der Welt hineingedeutet. Einer der mannigfachen Versuche von Görres, im Bilde die Entwicklungsgeschichte von Weltall oder Menschheit zu zeichnen! Diesmal ist ihm das bildliche Material von einem kongenialen Maler überliefert, der Weg also vorgeschrieben; doch waltet er frei genug mit dem Überkommenen. Aber das Endresultat ist nicht den bisher angeführten Metaphern, Gleichnissen, symbolischen Darstellungen zu vergleichen. Vielmehr ergibt sich ein Gebild, ähnlich den romantisch-symbolischen Märchen, ähnlich zunächst dem Märchen des „Ofterdingen"; nur hält Görres in der Schilderung des Entwicklungsganges der Welt das Präsens fest, während Novalis' mystisches Märchen die Tempora der Vergangenheit für seine symbolische Handlung verwertet. Die Verwandtschaft erhellt wohl am besten, wenn ich den Eingang, die Schilderung der Weltschöpfung, hersetze: „Aus dunkler Nacht ... ist alles Sichtbare hervorgegangen, in den finstern Abgründen ist bodenloses Chaos ausgegossen, und es brütet der Geist über den Wässern. Da regt sich's leise in den Fluthen, leise knistert das Leben durch die Stille, es kräuseln sich kleine Wellen, es fährt leichtes Wehen über die Wässer hin; lauter wird das Knistern, höher steigen die Wellen an, im Innern brennt Centralfeuer auf, und giebt Brutwärme der gährenden Materie, Lebensblitze schießen durch die Masse, und werden stehende Wellen, und wie schwimmende Inseln fahren diese auf im Meere, und der bildende Geist schwebt ruhig über den Geburten, und ordnet diese dorthin und jene an den anderen Ort, und setzt jedes an seine Stelle, und gießt ihnen allen in Feuerflammen das Leben ein und die Sympathie, die sie alle in eins verknüpft, und es ist das Firmament, und Tag und Nacht, und alles gut gemacht" (Charakteristiken und Kritiken 2, 17).

Zunächst fällt in dieser Erzählung der Weltgenesis die Anschauung auf, daß die Nacht als Erstes, als die „Finsterniß, die

sich das Licht gebar" gefaßt wird. Man könnte an Novalis' „Hymnen" denken; allein die Anschauung ist schon der Antike geläufig, ebenso wie der biblischen Schöpfungslehre. An beide aber denkt Görres; das beweisen die biblischen Schlußworte einerseits, anderseits aber die Erwähnung des „Chaos". Endlich ist aber auch der Kant-Laplaceschen Theorie dieselbe Anschauung eigen; und ich denke, bei näherem Zusehen erkennt man in dem dichterisch fein geformten Berichte die Grundlinien dieser Theorie. Hat doch Görres selbst von seinem Aufsatze gesagt: „Ich glaube sehr gerne, daß der gute Runge an all dergleichen nicht gedacht hat, es liegt indessen doch wohl darin, die Natur hat auch nicht an die Mécanique du ciel gedacht" (a. a. O. S. 14 Anmerkung 1). Das Hauptwerk La Places, den „Traité de la mécanique céleste" (1799 ff.), hat also Görres im Auge gehabt. Gerade aber durch die bildliche freigestaltende Verschmelzung all dieser Elemente gewinnt das Zitierte den romantisch-naturphilosophischen Charakter. Ebenso stilisiert ist, was Görres im folgenden von den ersten Menschen, vom Paradies und von der Schlange (Morgen und Mittag), von dem Kreuz erzählt, das — ein Symbol des Leidens und der Versöhnung — den Abend einleitet. Wie hier Runges Bilder und Biblisches und Weltgeschichte zu einem symbolischen Ganzen verwebt sind, dessen Sinn mehr zu erraten als zu erfassen ist, so hat Novalis im „Ofterdingen" sein Märchen geschrieben, diese Verkettung phantasievoller Metaphern mit natur- und welthistorischen Elementen.

1808 erscheint dieses Görresische naturphilosophische Märchen; aber schon 1805 in der „Aurora" sucht der aus seinem Buche „Glauben und Wissen" von Schultz abgedruckte Abschnitt Menschenleben und Geschichte der Menschengattung symbolisch zu fassen (Charakteristiken und Kritiken 1, 59 f.). Der Symbolik folgt eine Deutung, die den Leser auf den ersten Blick kaum weniger bildlich anmutet. Allein das ist Schellings, nicht Görres' Schuld; denn hier treten die Schellingschen Anschauungen, wie sie etwa im „System des transscendentalen Idealismus" (1800) geformt sind, unverkennbar hervor; ganz schellingisch ist die aufsteigende Reihe der mehr und mehr durchgeistigten organischen Welt gefaßt, von der Pflanze bis zum Menschen hinauf. Nachdem, sagt Görres, die „jungfräuliche Erde vom Geiste zum ersten Male befruchtet" worden war, „öffnete sich der Schooß der schwangeren Erde und die organisierte Natur trat, eine Zwillingsgeburt, ans Licht hervor. Die stille, liebliche Pflanzenwelt stieg zuerst aus dem gebärenden Schooße herauf und ließ nicht von der Mutter; die Thiere kamen zunächst hervor und zwar die dem Pflanzengeschlechte verwandten zuerst, dann später und später jene, die des Geistigen mehr in sich tragen; die Urkraft war gezählt

und jedem sein Theil vertraut; die letzte und kräftigste Zusammenziehung aber brachte den Menschen herauf, ungezählt ward dem die Kraft zugetheilt, in seinem Leben lebte alles Leben, ihm ward der Sinn verliehen für das Ueberirdische, eine Blume einer höheren Natur, die ihren Kelch der ewigen Sonne, der Gottheit öffnet und ihre Strahlen trinkt." Von Schelling hat Görres gelernt, daß die toten und bewußtlosen Produkte der Natur nur mißlungene Versuche der Natur sind, sich selbst zu reflektieren, die sogenannte tote Natur aber überhaupt eine unreife Intelligenz, daher in ihren Phänomenen (zwar noch bewußtlos) schon der intelligente Charakter durchblickt. Von ihnen geht eine Stufenleiter zur höchsten und letzten Reflexion, welche nichts anderes als der Mensch ist. „Die notwendige Tendenz aller Naturwissenschaft ist von der Natur aufs Intelligente zu kommen," sagt Schelling.[1]) Innerhalb dieser Entwicklungsreihe bedeutet die Pflanze die tiefste Stufe der Organisation. „Je tiefer wir in der organischen Natur herabsteigen, desto enger wird die Welt, welche die Organisation in sich darstellt ... Die Welt der Pflanze ist wohl die engste, weil in ihre Sphäre eine Menge Naturveränderungen gar nicht fallen. Weiter schon, aber doch noch sehr eingeschränkt ist der Kreis von Veränderungen, welchen die untersten Klassen des Thierreichs darstellen ... Geht man in der Reihe der Organisationen aufwärts, so findet man, daß die Sinne allmählich in der Ordnung sich entwickeln, in welcher sich durch sie die Welt der Organisation erweitert."[2])

Bildlich wird die Stellung, die Schelling der Pflanze in der aufsteigenden Reihe der beseelten Natur anweist, ein andermal von Görres verwertet. In der Einleitung zu den Volksbüchern heißt es: „Das nämlich ist die Frage ... ob nicht das Höhere, sobald es aus der Oberwelt in die pflanzenhafte, gefesselte Natur des Volks herabgestiegen, dort seine ganze innere Lebendigkeit verliere? ... Das Volk lebt ein sprossend, träumend schläfrig Pflanzenleben" (S. 8, 11 ff. 29 f.). „Pflanzenhaft" wird die Natur des Volkes hier genannt, weil sie gleichfalls eine Tiefstufe des bewußten Denkens darstellt. Jene andere Stelle aus „Glauben und Wissen" will aber nicht Bild, sondern nur Wiedergabe der Schellingschen philosophischen Anschauungen sein. Allerdings gewinnt der Leser, der Schelling nicht im kleinen Finger hat, den Eindruck, eine symbolische Darstellung voll Görresischer Bildlichkeit werde durch eine weitere metaphorische Darlegung zu deuten gesucht. Tatsächlich dürfte Görres nur in der ersten Auseinandersetzung bildlich zu

[1]) Sämtliche Werke I 3, 340.
[2]) Ebenda S. 492 f.

wirken, nicht eine wechselseitige Erhellung des Bildes durch ein neues Bild beabsichtigt haben.[1])

Philosophie der Geschichte im Sinne Herders liegt in den genannten Versuchen vor, symbolisch die Entwicklung von Natur und Menschheit zu schildern. Aber längst hat diese Philosophie das romantische Gewand angelegt. So möchte ich, im Gegensatz zu Schultz, auch nicht bloß an Herder denken, wenn Görres im Nachwort zu den „Teutschen Volksbüchern" seinen berühmten Hymnus auf das Mittelalter anstimmt. Wohl nennt Schultz (S. 120) auch Tiecks „Octavian"; aber mich erinnert dieser Panegyrikus formal in erster Linie an die fünfte der „Hymnen an die Nacht".[2]) Diesmal herrscht auch — wie bei Novalis — das Tempus der Vergangenheit. Wenn Görres den „schönen Garten in Griechenland, das zweite Paradies" gegenüberstellt dem siegreichen „anderem Gotte", der „über Tod und Grab erhaben und über Zeitlichkeit und Endlichkeit", wer denkt da nicht an das „ewig bunte Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner" in Novalis' Dichtung, das ein Ende nehmen mußte, um dem zu weichen, der dem Tode seinen Schrecken genommen hat? Vom Mittelalter ist ja in Novalis' „Hymnen" noch nicht die Rede. Aber die Vorgeschichte des Mittelalters, die Görres zu erzählen hat, bewegt sich ganz in Novalis' Anschauungen. „Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur;" es erstarrte die alte Wunderheimat; so schildert Novalis das Ende des Griechentums. „Die Erde aber erstarrte, als wäre sie zum Magnetberge geworden, und es wollten nicht mehr die Lebensquellen in den Adern rinnen, und der Blumenflor des Altertums verwelkte;" solche Wirkungen ergeben sich bei Görres, sobald „der Norden . . . seine kalten Stürme ausgesendet" . . . . Die Symbolik beider arbeitet mit denselben Bildern und Vorstellungen.

Nur beiläufig möchte ich hier fragen, ob nicht, was Tieck über die geplante Fortsetzung des „Ofterdingen" mitgeteilt hatte, zur Ausgestaltung des weiteren Panegyrikus diente. Verherrlichung des Mittelalters herrscht da wie dort; ja Görres' Lieblingsidee, die Verkettung

[1]) In seiner Rezension der Arbeit von Schultz hebt auch Minor (Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1902, S. 1086) Görres' Vorliebe für Bilder aus der Pflanzenwelt hervor, Bilder, „die sich dem leidenschaftlichen Gärtner zuerst anboten". Die naturphilosophische Voraussetzung, die ich oben nachwies, gilt vielleicht auch für Runges Bilder, die mit Vorliebe Kinder und Blumen vereinen, Kinder aus Blumen erwachsen lassen. Auch hier ist die Tiefstufe des Bewußtseins das symbolische Band. Man werfe nur einen Blick auf die Reproduktionen der oben erwähnten „Tageszeiten", die Schultz in Westermanns Monatsheften, Januar 1902, S. 549 und 551 uns schenkt.

[2]) Einfluß der „Hymnen" auf Görres findet Schultz (S. 13) schon 1803 in den „Aphorismen über Organonomie".

des Orientalischen und Occidentalischen ist hier vorweggenommen: „durchaus“, heißt es bei Tieck, „sollten sogleich die entferntesten und verschiedenartigsten Sagen verknüpft werden; griechische, orientalische, biblische und christliche mit Erinnerungen und Andeutungen der indischen wie der nordischen Mythologie“ (1⁵, 249). Das klingt nicht nur an, wenn Görres das Mittelalter in den „Teutschen Volksbüchern“ verherrlicht; das klingt wie ein Programm seines Wirkens überhaupt und seines Stils.

Die Betrachtung aber dieses Stils hat uns immer wieder zu Görres' Ideenwelt geführt. Beide sind fast untrennbar verknüpft. Ich denke: wenn Schultz, aus einem weit reicheren Materiale schöpfend, als das hier vorgelegte ist, zugleich Görres' naturphilosophische Jugendschriften eindringlich verwertend, was ich hier nicht versucht habe, seine Arbeit über Görres' Stil uns schenkt, dann wird nicht nur sein inneres Verhältnis zur Romantik, vielmehr seine ganze geistige Persönlichkeit zu einer abschließenden Charakteristik gelangen. Romantisch zu reden: der Mittelpunkt dieser Persönlichkeit ist durch eine stilistische Untersuchung allein zu treffen. Ich wünsche Schultz von Herzen, baldigst diese schöne und dankbare Aufgabe lösen zu können.

Franz Stelzhamer und Robert Burns.[1])

Von Josef Wihan in Prag.

III. Burns und Stelzhamer als Sänger der Heimatliebe und der Freiheit.

Der Anschluß an die volkstümlichen Überlieferungen ihrer Heimat ist für unsere beiden Dichter der Grundzug ihrer Poesie und wir können sie mit vollem Rechte Volksdichter nennen. Es ist echte Heimatkunst, denn sie wurzelt ganz in dem angestammten Boden. Ihre Heimatliebe ist ja auch einer jener Charakterzüge, welche sie als Dichter nicht minder denn als Menschen gemeinsam haben. Dem Vaterland weihen sie ihre Preisgesänge, der Trennung von der Heimat widmen sie ihre Klagelieder. So treu als an seinem Vaterhause hängt Stelzhamer an seinem Lande. Die schönsten Weisen singt er dem geliebten Lande ob der Enns. „Insá Gögnd“ (1, S. 114—116) hebt fast in dem getragenen Tone an, zu dem

1) Vgl. oben S. 193 ff. 632 ff. — Die Vorlage zu der oben S. 643 f. besprochenen Ballade „Open the door to me, oh!“ hat jetzt O. Ritter entdeckt: „Neue Quellenfunde zu Robert Burns.“ Halle 1903, S. 4—8.

Walthers von der Vogelweide den deutschen Gauen geweihter Gesang in der Strophe sich erhebt: „Ich hân lande vil gesehen unde nam der besten gerne war."

Stelzhamer, Vers 1—8:

Bi dort und da gwön
Schan mit Fahrn und mit Gehn
Und han gsehá, wia d'Gögnden hán,
Wild odá schen.

Und ás häd má schan dert
Hin und wiedá wo gfolln;
Doh am böston nuh ollweil —
Bon is hinter olln.

Sein Verhältnis zum Lande wird aber noch herzlicher; das schmucke Aussehen der Dörfer vergleicht er mit dem Liebesblick seines Mädchens. Jedes Plätzchen ist ihm lieb und teuer; und in das reizende Landschaftsbild zeichnet er mit den lebhaftesten Farben seiner Imagination seine Wünsche und Zukunftsträume. Der Schluß klingt aus in den kräftigen, unbeugsamen Stolz des Bauern auf seine Scholle, wie er sich in dem alten Vierzeiler ausspricht:

Von Wold bin i auá,
'n Wold gehn i zua;
Denn i bin án Woldhánsel
Sein lustigá Bua!

Mit reineren Naturlauten jedoch kann wohl kaum die Anhänglichkeit an die Heimat zum Ausdruck gebracht werden, als Stelzhamer in seinem „Hoamátgsang" (2, S. 280) getan hat.

Wir sind hierin dem Dichter schon auf den Boden gefolgt, wo er aus seinem eigensten Empfinden heraus schafft, wo die typische Darstellung fast ganz zurücktritt, also auf das eigentlichste Gebiet der Lyrik; aber auch hier begegnet der Österreicher dem Schotten. Allerdings verraten manche Lieder, daß Burns darum so innig an der vaterländischen Erde hängt, weil sie seine Erkorene trägt. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn das Lied „My native land sae far awa" (3, S. 59) zu einem Klagegesang auf die Trennung von der Geliebten wird:

And nocht shall heal my bosom's smart,
While, oh, she is sae far awa!

Und im Gefühlsgehalte deckt sich damit fast das Lied „Frae the friends and land I love" (3, S. 35), nur daß hier der Ton des Schmerzes und der Trauer noch gesteigert wird. Aber Burns vermag sich leicht auch zum feierlich gestimmten, fast allzu rhetorischen Weihgesang auf Schottlands Größe zu erheben; kühn hebt sein Preis Edinburgs an (2, S. 39—41):

Edina! Scotia's darling seat!
All hail thy palaces and tow'rs,
Where once, beneath a Monarch's feet,
Sat Legislation's sovereign pow'rs.[1])

Stolz auf die einstige Unabhängigkeit Schottlands schwellt seine Brust; doch nicht minder steigern dessen Reichtum und Handel, sein gerechter Sinn, sein Wissen und seine Kunst des Dichters Hochgefühl. Er besingt die Stärke und Gastlichkeit der Landessöhne, die Schönheit seiner Mädchen und ganz besonders die unbezwingliche Feste von Edinburg. (Vgl. auch Caledonia — a ballad, 3, S. 5 f.)[2])

Mit dem vaterländischen Sinne vereinen beide Dichter unerschütterlichen Mannesmut, ein unbeugsames Rechtsgefühl und einen ungebrochenen Freiheitssinn. Wie Schiller singen sie vom „Männerstolz vor Königsthronen", die Manneswürde ist das höchste Gut, für das sie einstehen. Ungezügelt und unbändig erklingt Stelzhamers Lied „Frank und frei" (1, S. 191), das Hochgefühl seiner Freiheit und Sorglosigkeit jauchzt und jubelt er hinaus in die Lüfte:

Gott sei Lob und sei Dank!
I bin frei, i bin frank,
I bin frank, i bin frei,
Wia dá Schall, wann i schrei.

Ihn quält keine Sorge, ihn drückt kein Reichtum, darum schätzt er sich glücklich wie den singenden Vogel und den rauschenden Bach:

Han nia z'weng und nia z'viel,
Niamals arm und nia rei;
Awá just, wiar is will:
Denn das hoaßt — frank und frei!

Noch kühneren Mut, noch kräftigeren Freiheitssinn atmet der kurze, aber markige „Voglspruch" (2, S. 301):

Frei glöbt und frei gstoribn,
Frei gsungá sein' Gsang,
Und nöt á Weil bsorign,
Währt's kurz odá lang.

Währt's lang odá kurz,
Und geht's schlecht odá guat —
So á Vogel is á Vogel,
As liegt schan in Bluat.

Verrät das erste Gedicht mehr die Ungebundenheit, mit der er das

---

1) Über die Entstehung vgl. Max Meyerfeld, a. a. O. S. 84 f. Dieser erklärt jedoch, daß hier das Herz des Dichters wenig auf seine Kosten gekommen zu sein scheint.

2) Siehe O. Ritter, Quellenstudien S. 232 f.

Leben auf die leichte Schulter nimmt, so entbehrt der „Vogelspruch“ nicht ganz einer politisch-sozialen Tendenz.[1])

Burns ist der männliche Stolz schon von seinem Vater in die Brust gepflanzt worden; so singt er selbst in dem herrlichen Gesange „My father was a farmer" (1, S. 40—42):

He bade me act a manly part, though I had ne'er a farthing;
For without an honest manly heart, no man was worth regarding.

Der Schlußteil des Gesanges, der ein Stück Selbstbiographie enthält, berührt sich in einer uns überraschenden Weise mit Stelzhamers Lied „Frank und frei“; auch der Schottländer trägt nicht Verlangen nach Gut und Geld, sondern nur Ruhm und Größe haben ihn dereinst gereizt:

Tho' to be rich was not my wish, yet to be great was charming.

Darum lebt er ebenso sorglos wie der Oberösterreicher:

I live to-day as well's I may, regardless of to-morrow.

Er hat genug zu leben und nichts kann seinen Frohsinn trüben, was auch kommen mag:

But come what will, I've sworn it still, I'll ne'er be melancholy.[2])

Seine unabhängige, demokratische, fast revolutionäre Gesinnung bringt am kräftigsten das bekannte, schon von Freiligrath übersetzte Trutzlied „A man's a man for a'that" (3, S. 234) zum Ausdruck. Der wahre Manneswert beruht nicht auf Ruhm, Reichtum und Prunk; der stolze Lord, er gilt ihm nichts; nichts gelten ihm Ordensband und Stern; der schlechte Fürst reicht ihm nicht an den braven Mann hinan, dem unter einem groben Kittel ein biederes, männliches Herz schlägt. Immer vernehmlicher und eindringlicher wird sein Ruf, daß nur die Manneswürde wahren Adel verleiht:

The rank is but the guinea's stamp,
The man's the gowd for a'that.

---

[1]) Von den rein politischen Liedern des Jahres 1848 kann hier füglich abgesehen werden.

[2]) O. Ritter zeigt (Quellenstudien S. 34), daß der Gesang den Empfindungen Worte leiht, welche dem Dichter als Mitgliede des „Bachelors' Club" in Tarbolton vertraut waren; in den Satzungen des Vereins hieß es: „Every man proper for a member of this society must have a frank, honest, open heart." (Vgl. auch M. Meyerfeld, a. a. O. S. 25.) Männerstolz und vaterländische Begeisterung reichen einander die Hände in „The Cotter's Saturday Night". Hier findet sich der bekannte Ausspruch: „An honest man's the noblest work of God." (Siehe M. Meyerfeld, a. a. O. S. 47 ff.)

The honest man, tho' e'er sae poor,
Is king o'men for a'that.

The pith o'sense, an' pride o'worth
Are higher rank than a'that.

Höchst wirksam steigert sich sein Gesang am Schlusse zu dem Wunsche und der Hoffnung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo überall in der Welt die Männer untereinander Brüder sein werden:

For a' that an' a' that,
It's comin yet for a'that,
The man to man, the world o'er,
Shall brothers be for a' that.[1])

Zu dieser Kraft, zu dieser Entschiedenheit und Leidenschaftlichkeit schwingt sich der gemäßigtere, kühlere, weniger bewegliche Oberösterreicher nicht auf. Es scheint, daß wir auch hier den Grund des deutlich wahrnehmbaren Gegensatzes in dem leicht erregbaren Temperamente des Schotten einerseits und dem bajuvarischen Blute des oberdeutschen Dialektdichters anderseits zu suchen haben.

IV. Stelzhamers Märchen „'s Waldfräuerl" und Burns' „Vision".

Eine der eigenartigsten Dichtungen des Franz von Piesenham ist das Märchen „'s Waldfräuerl" (1, S. 137—146). Es ist keine alte Volkssage, es verwendet auch keine überkommenen märchenhaften Motive, abgesehen etwa von der Erscheinung einer Feengestalt und ihrem freundlichen Verkehre mit einem schlichten Hirtenknaben. In der Erzählung tritt vielmehr ganz deutlich die dichterische Absicht hervor und schon der zweite Titel des Märchens: „Musa ruralis" gibt uns Aufschluß über die Bedeutung des geisterhaften Wesens, das dem Dichterknaben beim Hüten der Gänse und Ziegen am Waldesrande naht. Die Zwiesprache zwischen der Muse der ländlichen Dichtkunst und dem angehenden Poeten erfüllt die Dichtung fast bis zum Schlusse. Die gütige Fee weiht ihn in ihre Kunst ein, sie verleiht ihm die Gabe, die Sprache der ihn umgebenden Natur, der Blumen und der übrigen Gewächse zu verstehen; sie erschließt ihm den Blick nach rückwärts in die Vergangenheit; sie verheißt ihm Ruhm und Beliebtheit bei hoch und nieder; nachdem sie noch die letzten Fesseln gelöst hat, welche seinen Geist gebunden halten, enthüllt sie ihm auch die Zukunft. Für ihre reichen Gaben fordert aber die Muse ein Opfer: unbedingte Ergebenheit. Ihrem Rufe müsse er stets folgen

---

[1]) Über den Zusammenhang des Gedichtes mit den Schriften des Thomas Paine vgl. M. Meyerfeld, a. a. O. S. 130—133.

und keinem anderen Herrn dürfe er lange dienen. Sie untersagt ihm vor allem zwei Dinge: „D' Menscher und 's Gspiel." Aber gerade von diesen beiden Leidenschaften trennt sich der Jüngling nur schwer. Doch zeigt sich die Jungfrau weicheren Gefühlen zugänglich und verlangt nicht, daß er sich ganz gegen Liebe verschließe, sondern läßt ihm die Wahl einer Gattin frei, ja verrät ihm sogar die besonderen Umstände, unter denen er das für ihn bestimmte Weib finden werde. Sie verheißt ihm noch, solange er sie liebe und schätze, ihren Beistand — da wird die Vision plötzlich zerstört, indem ein lauter Ruf und Pfiff, welcher dem unachtsamen Hirten gilt, die Erscheinung verscheucht und den Knaben aus den Träumereien weckt.

Es ist schwer zu entscheiden, ob Stelzhamer für seine Vision bestimmte literarische Vorbilder hatte. Daß aber seine Dichtung in der Überlieferung der Visionsliteratur steht, daran ist gar nicht zu zweifeln. Stelzhamer sucht von hier eine Brücke zum naiven Märchen zu schlagen; doch gelingt es ihm nicht vollständig, seiner Erzählung jenen erfrischenden Zauber, jene fast unwiderstehliche Glaubhaftigkeit, jene anmutende Kindlichkeit einzuimpfen, die dem echten Märchen eignen. Wenn auch seine Sprache die Naivetät der märchenhaften Erzählung fast erreicht, so ist doch das anschauliche Element zu eingeschränkt; wir vermissen einerseits Schlichtheit, anderseits Reichhaltigkeit der Motive. Das Schwergewicht ruht auf dem Inhalte der Zwiesprache zwischen der göttlichen Erscheinung und dem Hirtenknaben und die Belehrung nimmt einen viel zu breiten Raum ein. Die bewußte Symbolik hindert die gläubige Hingabe an die vorgeführten Begebenheiten. Uhlands „Märchen" von der deutschen Poesie darf als ein gelungenerer Versuch bezeichnet werden, ein altdeutsches Märchen mit Beziehungen und Anspielungen auf die Entwicklung der deutschen Dichtung zu durchdringen. Nicht unwahrscheinlich dünkt es mich, daß Stelzhamer hier seine Anregung empfangen hat. An Goethes „Zueignung" wird jeder Leser des „Waldfräuerl" sich erinnert fühlen. Wie dort Goethe die wahre und höchste Dichterweihe durch die Muse empfängt und die hehrsten Lehren über die Bestimmung der Poesie aus ihrem Munde vernimmt, so gibt sich Stelzhamer Rechenschaft über den echten Dichterberuf.

Aus seinen Vorbemerkungen zum Märchen ließe sich schließen, daß er nicht so sehr die eigene künstlerische Entwicklung hervorgekehrt wissen wollte, sondern vielmehr auf das Allgemeine ausging. Trotzdem herrscht das persönliche Element vor, wenn auch nicht in dem Maße wie bei Goethe und in einer verwandten Dichtung Burns': „The vision" (1, S. 239—249).

Die schottische Muse erscheint ihrem Schützling in seiner ärmlichen Hütte nach des Tages harter Arbeit, als er entschwundener Zeiten gedenkt, den Wert seines bisherigen Schaffens erwägt und eben den unbesonnenen Eid schwören will, für immer der Dichtkunst zu entsagen. Sie tritt herein, die erhabene Stirn mit grünen, schlanken Stechpalmzweigen umwunden. Sein größtes Staunen jedoch erregt ihr weiter grüner Mantel, der einem wohlbekannten Lande gleicht. Die Bilder, welche der Poet darauf erblickt, sind zum Teil der schottischen Landschaft, zum Teil der schottischen Heldengeschichte entnommen. (Die Beschreibung der Heldenbilder hat der Dichter erst in der zweiten Ausgabe vom Jahre 1787 hinzugefügt.) Sie gibt sich ihm als die heimische Muse zu erkennen, welcher der große Schutzgeist Schottlands den Bezirk unseres Poeten zur Obhut anvertraut habe; sie nennt sich selbst „Coila" und enthüllt ihrem Liebling, daß sie voll Hoffnung seinem ersten Singen lauschte und seine ersten Schritte auf der Dichterbahn bewachte. Sie offenbart ihm, daß sie seine Führerin und Lehrerin gewesen sei, und facht in seiner Brust neuen Mut an, indem sie ihn auf seine eigenartigen Kräfte verweist: müßte er auch auf die Rose verzichten, Maßliebchen blühten ihm doch, und der Ruhm des ländlichen Sängers werde von keinem Glücke der Erde überboten:

And trust me, not Potosi's mine,
Nor king's regard,
Can give a bliss o'ermatching thine,
A rustic bard.

Ihre Ratschläge faßt sie in die kurzen Worte zusammen:

Thy tuneful flame still carefull fan;
Preserve the dignity of Man,
With soul erect!

Dann kränzt sie ihren Günstling mit Stechpalmzweigen und zerfließt gleich einem vorübergehenden Gedanken in Licht.

Mehrere Momente lassen sich herausheben, in denen Stelzhamers Märchen an Burns' „Vision" gemahnt. Als ein nebensächlicheres mag vermerkt werden, daß die Muse beider die Gestalt einer Schwester annimmt.

Stelzhamer, Vers 49—52:

„Fránzl, halt!" habs ma gschrian,
Und so freundlig und lia,
Zwann mein Schwösterl, dös gstoribn,
Wár anholbn und schria.

Vers 63 f.:

„Ja, bist ás denn du,
Annámirzerl?" ha i gfroat.

Vers 145—148:

„Dein Schwösterl," habs gsoat,
„Bin i nöt, awá dert
Bist má liab, wiar á Bruadá,
Und angnáhm und wert!"

Burns (duan second v. 3 ff.):

A whispering throb did witness bear
Of kindred sweet,
When with an elder sister's air
She did me greet.

Burns' Gedanken werden durch die Heldenbilder, die er auf dem Mantel der Muse zu unterscheiden vermag, in die Vergangenheit des Landes, in das Heldenzeitalter Schottlands zurückgelenkt; das Waldfräuerl zaubert vor ihres Lieblings Blick eine romantische Landschaft, belebt von Bären, Wölfen und Männern in Eisen und Stahl, geschmückt mit hochragenden Schlössern; sie nennt ihm alles einzelne mit Namen, doch verschweigt der oberösterreichische Dichter dem Leser diese Namen, während Burns die Landschafts- und Heldenbilder benennt. Wie ferner die schottische Göttin der Dichtkunst dem rustic bard unübertreffliches Lob verheißt, so stellt auch ihrem Fränzl die gütige Fee hohe Ehren in Aussicht und weckt in ihm sogar die Hoffnung auf eine Denksäule und einen Erinnerungsbaum. Den Unterweisungen, welche sie ihrem Schützling sehr ausführlich erteilt, dürfen wir in Burns' Gedicht die kurze Belehrung des Poeten durch Coila entgegenhalten. Der Zweck ihrer Ansprachen ist allerdings verschieden: Stelzhamer soll für den Dienst seiner Göttin erst ganz gewonnen werden. Burns' Verzagtheit soll neuem Mute zu neuem Schaffen Platz machen.

Auf die strophische Form und die Teilung der Gedichte in zwei Gesänge[1]) kann kaum ein Gewicht gelegt werden. Um so beachtenswerter aber ist die Übereinstimmung der anderen gekennzeichneten Momente, als sich uns kein Anhaltspunkt bietet, eine Nachahmung seitens des Österreichers anzunehmen, da nach meiner Überzeugung Stelzhamer erst in der Zeit nach der Abfassung seines Märchens (nach 1840) mit der Poesie des Schotten bekannt wurde. Wir dürfen ihm vielmehr eine ebenso große Ursprünglichkeit der dichterischen Konzeption zuerkennen als Burns; hatte dieser ja doch nach dem Geständnisse in einem Briefe an Mrs. Dunlop vom 7. März 1788 die Vorstellung der phantastischen Gestalt Coila aus Alexander Roß'

[1]) Bei der Einteilung in Duans folgte Burns Ossianischem Muster. Siehe M. Meyerfeld, a. a. O. S. 68.

„Fortunate Shepherdess" geschöpft.[1]) Und gewisse Vorzüge hat „'s Waldfräuerl" vor der schottischen Dichtung sogar voraus: den bewegteren Dialog, der die Beschreibung und Erzählung angenehm ablöst und unterbricht, während der Schottländer kein Wort der Entgegnung an die Muse wagt, sondern schweigend ihre Lehren entgegennimmt und der Beschreibung der göttlichen Erscheinung selbst einen zu breiten Raum einräumt, so daß die Handlung inzwischen völlig stockt; das innigere Verhältnis des deutschen Dichters zur Göttin, das fast einer tiefen Herzensneigung gleichkommt und sich durch liebevolle Zärtlichkeit äußert, wogegen dem Schotten, der mit Staunen und Bangen die Wundergestalt betrachtet, nur ein leises Pochen des Herzens seine Verwandtschaft mit ihr verrät; die erfrischende realistische Schilderung, welche über den ernsten Mahnungen und hohen Lehren der Göttin auch der warmen Suppe nicht vergißt, die des Hirten daheim wartet, und auch nicht des kleinen Festes — eines Schweineschmauses —, das in des Dichters Heim am folgenden Tage begangen werden soll, während bei Burns das Erscheinen der Muse selbst die drückenden Sorgen des Dichters verscheucht und unsern Blick ein für allemal von seiner ärmlichen Häuslichkeit ablenkt.

Der Ruhm des Oberösterreichers ist bis auf den heutigen Tag bescheidener geblieben als der des Sängers von Ayrshire; auf die hochdeutsche Lyrik hat sein Gesang nicht den Einfluß geübt, von dem die Lieder Burns' in England begleitet gewesen sind. Gleichwohl kann er dem Österreicher das sein, was Burns für Schottland war. Und der Vergleich mit den Dichtungen des Schotten vermag keineswegs seine Ehre herabzusetzen, sondern eher darzutun, daß die Dichtkunst immer wieder frische Zweige und neue Blüten treiben könne, wofern sie ihre Säfte aus dem Boden der Heimat zieht und deren Triebkräfte aus den Tiefen urwüchsiger, wahrhaft dichterischer Naturen steigen.[2])

---

[1]) O. Ritter hat in den „Quellenstudien" S. 123—131 nicht nur den persönlichen Anlaß des Dichters zur Abfassung der „Vision" besprochen, sondern auch deren literarischen Zusammenhang mit den vorausliegenden, auf englischem Boden erwachsenen Dichtungen gleicher Art klargelegt. Vgl. auch Max Meyerfeld, a. a. O. S. 66—68.

[2]) Durch die gütige Vermittlung des Herrn Dr. H. Zötl ist mir eine Äußerung der noch lebenden Witwe Stelzhamers über den ersten Teil meines Aufsatzes bekannt geworden, aus der ich das Wichtigste heraushebe: „Stelzhamer interessierte sich erst für Burns, als ihn ein Zeitgenosse den oberösterreichischen Burns nannte.... Es ist richtig, daß dem Dichter die Übertragung der Lieder von Georg Pertz vorgelegen ist; den Original-Text hätte er nicht lesen können, da er nicht englich, respekt. schottisch verstand."

Diese Mitteilung bestätigt nicht nur das Ergebnis meiner Untersuchungen, sondern ermöglicht mir auch, die Bekanntschaft des Dichters mit Burns genauer

Nachrichten.

Die Gesellschaft der Bibliophilen bereitet außer der Fortsetzung des auf vier Bände veranschlagten Anonymenlexikons von Holzmann und Bohatta vor: ein zweibändiges Werk „Schillers Persönlichkeit" von Albert Leitzmann, das sämtliche Urteile der Zeitgenossen über Schiller zusammenstellen soll, eine Monographie von Max Friedländer „Schiller in der Musik" und einen von Joh. Bolte zu besorgenden Neudruck von Gottscheds „Nötigem Vorrat".

L. Worf in Heidelberg arbeitet an einer Untersuchung über den Einfluß der Elizabeth Rowe auf die deutsche Literatur.

Die bei der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften eingesetzte deutsche Kommission, zu der die Professoren Erich Schmidt, Burdach und Roethe gehören, hat der Akademie als erstes neues Unternehmen eine kritische Gesamtausgabe der Werke Wielands vorgeschlagen. Sie soll ermöglichen, den Entwicklungsgang Wielands von seiner Jugend an zu verfolgen. In der ersten Abteilung wird sie die eigenen Werke Wielands, in der zweiten die Übersetzungen, vor allem auch die Shakespeare-Übersetzung, bringen. Die dritte Abteilung soll die Briefe Wielands, darunter hunderte noch nicht gedruckter, enthalten. Als Mitarbeiter ist Prof. Dr. Bernhard Seuffert in Graz gewonnen.

Die Berliner Literatur-Archiv-Gesellschaft hat den ganzen literarischen Nachlaß Wolfgang Menzels angekauft. Er umfaßt gedruckte und ungedruckte Manuskripte Menzels und eine große Anzahl von Briefen: 5 Briefe Heines, ferner Briefe von Arndt, Börne, Brachvogel, Gutzkow, W. Hauff, Mörike und vielen anderen; auch Briefe von Kant und Schiller aus Menzels Handschriftensammlung.

Dr. Stefan Hock in Wien bereitet eine Monographie über Grillparzers Drama: „Der Traum ein Leben" vor.

Herr Dr. Otto Wittner in Wien bereitet eine mehrbändige Biographie von Moriz Hartmann auf Grund der Familienpapiere vor.

In Oberplan im Böhmerwalde soll ein Stifterdenkmal errichtet werden. Beiträge dazu nimmt der k. k. Kanzleidirektor i. R. Josef Reininger daselbst entgegen.

Oberlehrer Josef Nassen in Jülich, der im letzten Heft unserer Zeitschrift als Mitarbeiter beitrat, ist vor kurzem daselbst gestorben.

Deutsche Literaturdenkmale.

Ich beehre mich den Fachgenossen mitzuteilen, daß ich von der Leitung der „Deutschen Literaturdenkmale" zurückgetreten bin. An dem Heft 129 „Aus dem Lager der Goethegegner" habe ich keinen Anteil mehr. Beiträge für die Fortsetzung sind direkt zu senden an: B. Behrs Verlag, Berlin W 35, Steglitzerstraße 4.

A. Sauer.

---

zu datieren. Jener Zeitgenosse ist Ludwig August Frankl, der in seiner Besprechung des persönlichen Rezitationsvortrages Stelzhamers im Meidlinger Theater, einer Besprechung, welche der Dichter gewiß gelesen hat, in den „Sonntags-Blättern" (Wien 1842, Nr. 35 vom 28. August, S. 622) dem Vortragenden nachrühmt: „Er dürfte, wie er auch durch sein Leben an ihn mahnt, zumeist Burns gleichzustellen sein."

So gewinne ich jetzt einen genaueren terminus a quo für die Burns-Kenntnis unseres Dichters, den August des Jahres 1842. Die „neuen Gedichte" (Regensburg 1846) enthielten bereits seine Übertragungen Burnsscher Gedichte.

Erklärung.

Meine kurze, nur durch ein Versehen anonym erschienene Anzeige der von Reichel herausgegebenen Gesammelten Schriften Gottscheds (Euphorion 10, 489) hat die Gottsched-Halle (1903, September S. 71 f.) zu einem übel angebrachten Angriff gegen meinen verehrten Mitarbeiter Alfred Rosenbaum in Prag, dessen große Verdienste um die Fortsetzung des Goedekeschen Grundrisses Herrn Reichel nicht unbekannt sein sollten, verleitet. Ich habe keinen Anlaß, mein Urteil zurückzunehmen. Daß die Ausgabe den populären Zwecken der Gottsched-Propaganda dienen soll und kann, habe ich nicht bestritten. A. Sauer.

Berichtigungen.

X, 226 Anmerkung 2 lies: Leutbrecher

X, 346 Zeile 17 lies: Abgedruckt; (‚Abgedruckt' bezieht sich auf Gottscheds ‚Reimsucht'.)

X, 726 Zeile 22 von unten lies beidemal: Nadler, statt Nagler

---

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Oktober, im Satz am 1. Dezember 1903.

Register.[1]

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

[1] Sämtliche Abteilungen wurden einbezogen, umfassende Vollständigkeit jedoch ausgeschlossen. Die Gedichtanfänge sind unter dem Stichworte Lyrik zusammengestellt. Lenau 346 (2) bedeutet: Auf Seite 346 stehen zwei Aufsätze über Lenau.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.